Princeton University Library
32101 067517654

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Egon und Danitza

Erzählung von

Otto Stoessl

Otto Stoeſſl: Egon und Danitza

Egon und Danitza

Eine Erzählung

von

Otto Stoessl

München und Leipzig
Verlegt bei Georg Müller 1911

Copyright
M. C. M. XI.
by Georg Müller
in München

I

In das kommerzielle Bureau einer der großen österreichischen Privatbahnen wurde ein junger Mann als Hilfskraft aufgenommen. Eine gewisse Aureole von Hoffnungen und Interesse breitete sich um ihn, noch bevor er erschien. Sein Vater hatte dreißig Jahre lang ein eingesessenes Rundleder in demselben Zimmer ehrsam gedrückt, wo der Sohn nun zu gleichem Dienst mit gleichen mageren Hoffnungen und sorglich aufrecht zu haltendem Standesbewußtsein eintreten sollte. Eben war für den Vater, nachdem er fleißig Akten über Akten mit dem umständlichen Ernst papierener Wohlredenheit vom Stapel gelassen und

3491
.36
.332
(RECAP)
550970

dabei unverwandt Absterben, Dienstmüdigkeit oder Versetzung von Vordermännern im Auge behalten, die Stunde einer wohlverdienten Erhöhung angebrochen. Es winkte ihm nämlich der Posten eines Vorstandes. Dem oft und mancherlei in seinen „Voten", „pro domo-Bemerkungen", „Vorträgen" und „Expeditionen" von höherer Hand ausgebessert worden, sollten nun endlich mit dem Amt auch so viel Verstand, Geschmack und Ansehen zuwachsen, daß er selber die Perioden Untergebener nach Bedarf stutzen oder erweitern und an die Redensarten fremder Konzepte die höchst persönlichen Schnörkel eigener stilistischer Schmucksachen anhängen durfte, ein gebieterisches „Sie wollen ehetunlich", oder ein sanftes „baldgefällig", ein schmeichlerisches „geehrt und wohllöblich", oder ein kurzangebundenes „sonach wird nicht stattgegeben". Mitten aus dieser Umschau über ein weites Land dienstlicher Verheißung nahm ihn der Herr aller Ämter vor der Zeit hinweg, er starb und streckte sich mühselig aus wie ein reichliches, zerknittertes Geschäftsstück, das endlich, nach langem Sträuben, kurzerhand ad acta geschrieben wird. Schon war aber sein Sohn erwachsen genug, um dort beginnen zu können, wo der Vater aufgehört hatte. Egon de Alamor, der Erbe sei-

nes ohne zureichenden Grund vornehm klingenden Namens, ging gerade in die ſiebente Gymnaſialklaſſe und benutzte die infolge des plötzlichen Todesfalles eingetretene Verwirrung der häuslichen Zuſtände, um vorerſt in der Schule durchzufallen, was ihm auch kraft ſeines angeborenen Widerwillens gegen die Bildung nicht ſchwer gefallen wäre, aber dank dem ſchmerzlichen Anlaß noch weſentlich erleichtert wurde. Mit allem Anſtand konnte das Fehlſchlagen ſeiner Studien dem geduldigen Vater wie einem unglücklich geratenen Vorakte zugeſchoben werden. Mit der raſchen Entſchlußkraft, die ihn auszeichnete, ergriff Egon de Alamor die Gelegenheit, der Schule gleich auch ganz den Rücken zu kehren, er trat aus und erklärte der Mutter, oder vielmehr der Mama, er könnte es nicht über ſich bringen, ihr bei der mageren Witwenpenſion und dem geringen Erziehungsbeitrage die Koſten ſeines brotloſen Studiums aufzubürden. Er werde „zu Hauſe" und auf eigene Fauſt die noch fehlenden zwei Gymnaſialklaſſen nachholen, die Maturitätsprüfung ablegen und dabei ſelbſt etwas zu verdienen und durch Beſchäftigungen aller Art ſich das nötige Taſchen- oder Kleidergeld zu erwerben trachten. Bewundernd billigte Mama de Alamor die ritterliche

Haltung ihres Sohnes. Damit begann für Egon eine ebenſo intereſſante wie genußreiche Suche nach Beſchäftigung. Er trieb ſich in Kaffeehäuſern herum, wo bekanntlich allerhand überraſchende Stellungen und Ausſichten ſich im liebenswürdigſten Geſpräche darbieten. So gewann er die Freundſchaft eines hoffnungsvollen Kunſtgewerbeſchülers der neueren Richtung und flugs auch infolge ſeiner ziemlichen Handfertigkeit wie durch eine geiſtige Anſteckung die Fähigkeit, alle ſchmükkenden Quadrate, Kreiſe und Dreiecke, mit welchen der Geſchmack dieſer jungen Meiſter verſchwenderiſch geſegnet iſt, aus dem Gelenk hinzuwerfen und mit dem nötigen Schmiß aufzureißen. Wozu ſonſt ehrbarer Fleiß, beſcheidenes Studium der Natur, alle Tugenden eines klaren Auges und reinen Geiſtes gehören, nämlich um bei ſolider Zeichnerei mit der Natur ſich demütig zu befaſſen, das beſorgten dieſe kühnen Jünglinge kraft eines dreiſt erfundenen Erſatzmittels im Handumdrehen, freilich ohne, ja gegen die Natur. Wer kein einfachſtes Ding da draußen, etwa einen Apfel, oder die zarte Linie einer am Stiel ſanft und ſicher aufruhenden Blüte, oder die hohe Regelmäßigkeit und wieder unſagbare Vielfältigkeit eines Baumblattes, noch weniger die eigentüm-

liche Verſchiebung der benachbarten Erſcheinungen im Luftraume auch nur ehrerbietig zu ahnen, geſchweige denn nachzubilden vermochte, der bekam mit dieſer flinken Schablone eine großartige Hilfe, ähnlich wie papierne Scheine für bares Geld und konnte gleicherweiſe eine kahle Wand, einen Majolikatopf, einen Seſſel, ein Schmuckſtück dekorieren, daß es eine Art hatte. Welche Luſt, nach dieſem Schema „Kunſt iſt keine Hexerei" zu komponieren! Ein Knabe, der ſelbſt noch nicht wußte, wie man ordentlich ſteht und ſitzt, konnte nun Stühle entwerfen, und wer den Gebrauch von Gabel und Meſſer verwechſelte, zweckvolle Geräte angeben. Egon de Alamor graſte fröhlich in dieſem papiernen Garten der modernen Kunſt, er zeichnete Anſichtskarten wie nur einer und bedeckte große reinliche Blätter mit Plänen zu Einrichtungen, die man über kurz oder lang zweifellos bei ihm beſtellen würde. Denn der ganze Oſten, von Jaſſy, Tarnów und Sofia bis zur Wiener Leopoldſtadt war von dem Taumel dieſer Ornamentik bezaubert und „richtete ſich ein".

Bei dieſen und anderen heiter ungebundenen Beſchäftigungen war ein Jahr vergangen, ohne daß er dem zweck- und brotloſen Studium des Lateiniſchen und Griechiſchen, der Mathematik

und anderer Bildungsvorurteile mehr als ſeine Verachtung zugewendet hatte. Ohne zum mütterlichen Einkommen durch eigene Arbeit das Geringſte beizutragen, knöpfte er ihm vielmehr manches muntere Sümmchen mit Liebe und Schmeichelei für ſeine verſchiedenen Bedürfniſſe ab, bis endlich die Mama eines Tages ihre ſchönſten Trauerkleider, einen großartigen ernſten Hut mit wallendem Kreppſchleier anlegte und ſich zum Generaldirektor jener Bahn begab, der ihr ſeliger Gemahl ſeine treuen Dienſte gewidmet hatte. Sie erbat für ihren Sohn die Aufnahme, welcher mangels der nötigen Zeugniſſe freilich keine Stellung als vollgültiger Beamter beanſpruchen, ſondern nur als Hilfskraft, als ſogenannter Diurniſt, unterkommen konnte.

War er fleißig und ſittlich geartet, wie man gütig vorausſetzte, ſo konnte er in der freien Zeit die unterbrochenen Studien wieder aufnehmen und die Maturitätsprüfung nunmehr vielleicht doch noch ablegen, oder er konnte binnen zwei Jahren zwei vorgeſchriebene Facherамina beſtehen, deren guter Erfolg ihm den Aufſtieg zur wirklichen dauernden Beamtenſchaft verbürgte. Kurz, es würde ihrem Egon nicht fehlen. In der Tat zeigte ſich die Direktion gnädig, und eines Mor-

gens fand Herr de Alamor neben ſeinem Frühſtückskaffee, den ihm die ſorgliche Mama etwa um zehn Uhr vormittags auf das Käſtchen vor ſein Bett ſtellte — denn er pflegte von den künſtleriſchen Anregungen des Nachtlebens lange auszuruhen — ein in knappen Worten abgefaßtes Einberufungsſchreiben der Anſtalt. Zum erſten Male reflektierte ein Machthaber auf ſeine Leiſtungen.

In der Dienſtabteilung, für welche er beſtimmt war, hatte ſich die Kunde von dem Einrücken des jungen Mannes längſt verbreitet. Egon de Alamor warf ſozuſagen ſchon ſeinen Schatten voraus, hatten ihn doch alle die älteren Beamten noch als Knäblein gekannt, wie er täglich mit dem Papa im Stadtpark luſtwandelnd, aus einer Düte den Schwänen im Teich Semmelſtückchen zugeworfen hatte. Und ſpäter erfuhren ſie aus den väterlichen Berichten von ſeinen heranwachſenden Tugenden, bekamen Schriftproben anzuſchauen, an deren Schnörkeln der Vaterſtolz eine gewiſſe Verwandtſchaft mit der eigenen Art ſchätzte, denn auch die Buchſtaben pflegen, wie eben gelegentlich das Antlitz eines Kindes, durch den und jenen Zug dem erkenntlichen Erzeuger ſeine Eigenſchaft als ſolcher zu beſtätigen. So

betrachtete man den jungen Egon recht als Schütz-ling; Zuneigung, Neugierde und Erwartung hie-ßen ihn willkommen.

Seine äußere Erſcheinung war ganz danach angetan, dieſe günſtige Stimmung zu beſtärken, denn ein hochgewachſener, überaus ſorgfältig, ja geradezu elegant gekleideter Jüngling mit ſtreng gebügelten Hoſen, einem leicht ſitzenden, ſeiden-ausgeſchlagenen dunklen Sommerüberzieher, von deſſen erſtem Knopfloch eine ſchimmernde Tube-roſe grüßte, einen ziervoll geſchweiften, neunmal ſpiegelnden Zylinder auf dem Haupte, trat Egon an einem ſtrahlenden Märztage, welcher ganz der Heiterkeit und Zuverſicht ſeines eigenen Innern und Aeußern glich, in das Bureau. Er benahm ſich beſcheiden und ſicher wie das Kind im Hauſe, kannte er doch etliche der älteren Herren als Freunde ſeines ſeligen Vaters und durfte, mit wohlgeſetzter Anſprache auf dieſen Umſtand innig hinweiſend, ihre beſondere Gunſt, ihre wertvolle Unterſtützung und heilſame Belehrung erbitten. Hingegen gewann er die jüngeren Männer, ei-nige unter dem Papierberge noch nicht ganz platt-gedrückte und verſteifte Juriſten, durch ſeine Le-bensgewandtheit und Sorgloſigkeit. Als er vol-lends den Überzieher und Zylinder an den Haken

hängte und in einem tadelloſen Gehrock mit hohem Stehkragen und kardinalvioletter Halsbinde daſtand, begrüßten ſie in dem kleinen Diurniſten faſt einen Gleichgeſinnten und jungen Mann von Welt.

Einer der Doktoren ſagte beim Mittagstiſche, der die ledigen Beamten im Bahnhofsreſtaurant vereinigte: „Wiſſen Sie, meine Herren, der junge Mann erinnert mich an einen feinen Flötenſpieler in einem fürſtlichen Hausorcheſter.“ Ein anderer meinte: „Es iſt etwas Richtiges an dem Vergleich, aber er hat eben darum oder trotzdem ein vollkommenes Schafsgeſicht, geſtielte graue Rollaugen und über ſeinem ſtandesgemäßen Doppelkinn ein aus naſchhaften Bubenzeiten offen ſtehengebliebenes verblödetes Leckermaul. Er trägt ſich gut, das muß man ihm laſſen. Woher der Burſch das Geld dazu nimmt? Hat der alte Alamor ein Vermögen hinterlaſſen, oder iſt die Frau reich? Übrigens, der Vater war, mir ſcheint, auch kein Lumen, aber fleißig.“

Herr Egon bekam allerhand Kopierarbeiten, denn der Herr Amtsvorſtand, ein fleißiger und genauer Mann, der jedes Stück zehnmal nach allen Seiten unterſuchte, ehe er es laufen ließ, liebte anſehnliche Ausfertigungen, zu denen ſich

der frisch gefangene Diurnist trefflich eignete, denn er hatte eine geschickte Hand und exzellierte geradezu in den vielfältigsten Schriftgattungen, mit welchen er die feinsten Unterschiede des Inhalts und der Bedeutung durch die Wahl der Farbe, durch die Art der Lettern, durch Verzierungen und Liniierung trefflich hervorhob. In den ersten Tagen sah man ihn denn auch ein ganzes Arsenal von Schreibwerkzeugen zurichten, welches er auf seinem Tische zur allgemeinen Bewunderung ausbreitete. Da waren in allen Farben und Härtegraden Stifte, mit deren Zuspitzen er sich eine volle Stunde angelegentlich beschäftigte, ferner Tintenfläschchen mit blauem, grünem, rotem, gelbem Inhalt, von der gewöhnlichen schwarzen ganz zu schweigen, dann harte, mittlere, weiche Bleistifte in Schraubminen, wie auch in Zedernholz, pfahldicke und halmdünne Federstiele, in einem Büchschen verwahrte er die zugehörigen Federn aller Art, die er wie glänzende Fischchen gelb, blau und silbern glitzernd aufschüttete, bevor er eine für den Anlaß passende wählte, zärtlich befeuchtete und ansteckte. Auf einer Lacktasse befanden sich Radiergummi von verschiedener Größe und Schärfe, sowie zur Beseitigung von Tintenspuren eine chemische Flüssigkeit, deren Vor-

züge er den einzelnen Zimmerkollegen bewies, indem er auf ihren Aktenstücken, haſt du nicht geſehen, an der wichtigſten Stelle einen Klecks anbrachte, um ihn ſofort tadellos zu entfernen. Aber er verwaltete auch ein ganzes Beſteck von Radierklingen, ſtählernen Linealen, geſchwungenen Flachhölzern, kurz das reichlichſte Waffenzeug eines Schreibkünſtlers. Wenn er an der Arbeit ſaß, hielt er den Kopf zärtlich geneigt, während ſeine Zungenſpitze aus dem halb offenen Munde lecker hervorſchaute und dem Zug der Zeilen zugleich mit dem Blicke der geſtielten Augen zu folgen ſchien. Sah er bei den Amtsbrüdern irgend ein neu aufgekommenes Schreibgerät oder ſonſt eine anmutende Sache, ſo jauchzte er vergnügt auf, betrachtete fachmänniſch das Objekt, erbat es zur Probe, erörterte ſeine Vorzüge, erkundigte ſich um die Bezugsquelle und flehte ſchließlich, man möchte es auch ihm beſchaffen. So mußte ihm einer, der nach Breslau reiſte, von dort eines der vielgerühmten deutſchen Meſſerfabrikate mitbringen, ein anderer wieder aus Mailand eine italieniſche Seidenkrawatte, wobei es anfangs nicht weiter auffiel, wie er für ſolche Beſorgungen zwar den heißeſten Dank bezeugte, aber ſich niemals um den Preis erkundigte, ſo daß er dieſe

Kleinigkeiten eigentlich zum Geſchenk bekam, welches er erbat und annahm, gleich einem Knaben, dem man nichts verweigert und der ſolche Gaben als ſein gutes Recht anſieht. Da das Bureau auf Vornehmheit hielt, überging man dieſe Vorkommniſſe mit Stillſchweigen.

Der Vorſtand zeigte ſich von Egons kalligraphiſchen Leiſtungen recht erbaut und ſagte jedem, der es hören mochte, er wolle den anſtelligen Burſchen ſchon aus einem verwöhnten Mutterſöhnchen zu einem brauchbaren Beamten erziehen. Die jungen Herren wieder nahmen ſich auf ihre Weiſe ſeiner an, namentlich ein weltläufiger, gutmütiger und eleganter Konzipiſt ließ ſich angelegentlich von dem Zutraulichen über deſſen Lebensumſtände unterrichten. In den nächſten Wochen ſchien Egons Maientag etwas verdüſtert. Er ſaß untätig in ſeinem Stuhle zurückgelehnt und kaute an einem Federkiel, wie ſein Mund in früheren Zeiten etwa das kindiſche Veilchenholz verkoſtet hatte, wobei ſeine Augen ſchmachtend in die Ferne reichten, ohne das vor ihm liegende Schriftſtück näher zu würdigen. Dann erhob er ſich, flüſterte dem Konzipiſten zu: „auf ein Wort, verehrter Herr Doktor, wenn ich bitten darf“, und die beiden verſchwanden. Man hörte ihre Schritte auf

dem mit Steinfliesen belegten Gange eine gute Weile auf und nieder wandeln, und draußen suchte der Gönner, freundlich seine Hand auf die Schulter des Schützlings gelegt, diesen zu trösten und ihm Mut zuzusprechen. Auch andere Herren beehrte der junge Alamor zu anderer Zeit mit seinem Vertrauen.

Im Spätfrühling, als der Geschäftsgang nachließ und die beginnende Hitze alle Arbeitslust einschläferte, fiel es nicht weiter auf, daß der Jüngling gelegentlich sich einen freien Tag ausbat, oder sich einem fernhindämmernden Nichtstun ergab, welches nur durch allerhand Fragen und Meinungen über Zeitereignisse unterbrochen wurde. Die einzelnen Herren hatten Urlaubssorgen, nicht ohne vor Antritt ihrer Reise eine Verständigung mit Alamor zu suchen, doch fand sich dieser merkwürdigerweise nicht leicht zu sprechen, indem er gerade, wenn jemand ihn zu finden wünschte, zufällig abwesend, zu einem dringenden Privatweg beurlaubt oder beim Magistrat vorgeladen, oder für seine Frau Mama mit einer unaufschieblichen Besorgung befaßt war. Da diese Angelegenheiten jedoch diskret verborgen gehalten wurden, spürte man nur, es herrsche um Egon eine gewisse Bewegung, ohne zu erraten, was es damit für eine Bewandtnis hatte.

Als aber zu Ende des Sommers das ganze Bureau wieder verſammelt und der Mittagstiſch vollzählig war, kam alles durch einen Stoßſeufzer des eleganten Konzipiſten ans Licht, und mit einem Male erlöſten ſich die bedrückten Gemüter von ihrem Geheimnis. Der Konzipiſt berichtete: „Mir hat er leid getan, er hält doch etwas auf anſtändiges Auftreten, man muß einen jungen Menſchen gerade darin beſtärken, ich habe ihm meinen Schneider angegeben, er wählte mit richtigem Geſchmack die beſten engliſchen Stoffe und ließ ſich auf meine Empfehlung hin von Kopf bis zu Fuß equipieren. Neulich will ich mir ſelbſt einen Anzug machen laſſen, der Schneider benimmt ſich auffallend kühl und ſchickt mir noch vor der Lieferung die Rechnung. Wegen dieſes übel angebrachten Mißtrauens ſtellte ich gleich den Lümmel zur Rede. Sagt er, ich möchte um Gottes willen verzeihen, aber er ſei wahrhaft in Verlegenheit, denn der Herr von Alamor, dem er auf meine Rekommandation um etwa zweihundert Gulden Kleidungsſtücke nach Maß und vom beſten Material und Schnitt angefertigt, habe ſeit einem halben Jahre nichts von ſich hören laſſen, keinen Kreuzer abbezahlt, ſondern wandle vielmehr auf der Straße an ihm vorüber, ohne

ihn auch nur zu erkennen. Das Ärgſte aber ſei, daß er den jungen Herrn allerjüngſt in einem neuen Anzug ſtolzieren geſehen, der aus anderer Quelle ſtammte, ſo daß ihm Egon offenkundig ſogar mit den Schulden weitergegangen ſei.“ „Ei, ſo ſteht die Sache,“ lachte ſchmerzvoll ein Zweiter. „Deshalb konnte ich vor meinem Urlaub kein Geld von ihm bekommen. Er hatte mir fünfzig Gulden ausgebettelt: für die Mama, ſagte er und klagte, ſie hätten zu Hauſe nicht auf Brot, der Zins ſtünde bevor, ſie müßten die Ausmietung gewärtigen. Zwar bin ich ſelber kein reicher Mann, aber man kann doch die Witwe eines Kollegen nicht im Stiche laſſen, ſo habe ich ihm denn die Summe gegeben. Sie fehlte mir recht dringend vor meiner Reiſe. Ich zögerte bis zum letzten Augenblick, ihn zu mahnen, hatte er mir doch bei ſeiner Seele Seligkeit geſchworen, rechtzeitig den Betrag zu erſtatten. Als ich ihn am Tage meiner Abreiſe ſuchte, war er krank gemeldet.“ „Das iſt noch das Schlimmſte nicht,“ unterbrach ihn der Vorredner, der Konzipiſt, „als er mich wegen eines tüchtigen Schneiders befragte, ſeufzte er, ihm ſei leider mit dem ſchönſten Anzug nicht geholfen, vielmehr müſſe er ſicherlich bald elend zugrunde gehen, und weinte

und äugelte ſchamvoll. Ich ſprach ihm Troſt und Mut zu und bekam ſchließlich zu hören, er laboriere ſchon ſeit einiger Zeit an einem geheimen, hartnäckigen Übel, er werde wohl nie wieder geſund und ſo weiter. Da ſchickte ich ihn zu einem befreundeten, tüchtigen Arzte, der ihn gründlich in Behandlung nahm und den wehleidigen Jungen mit Ach und Krach wieder auf Gleich brachte. Aber auch dem hat er keinen Heller gezahlt; was blieb mir nun übrig, als die Rechnung für ihn zu ebnen, denn ich kann mich doch vor einem Bekannten nicht bloßſtellen und mir nachſagen laſſen, meine Empfehlungen ſeien faul?“

So hatte jeder auf ſeine Weiſe für Egons Nöte ſorgen und beitragen müſſen, welcher ein recht geſchicktes, auf der wechſelſeitigen Diskretion der Amtsgenoſſen aufgebautes Beſteuerungsſyſtem ins Werk geſetzt und dabei alle einbezogen hatte, die irgend an den gemeinſamen Geſchäften beteiligt waren. Wie ſich binnen kurzem herausſtellte, figurierte ſogar der Amtsvorſtand mit einem erklecklichen Beitrage an der Spitze ſeiner Gönner.

II

In dieſem verheißungsvollen Frühjahre hatte Mama de Alamor mit ihrem Sohne eine bemer-

kenswerte Auseinanderſetzung. Die Krankheit des Vaters, deſſen ehrenvolle Beſtattung unter einem marmornen Leichenmal, die vorgeſchriebenen Trauerkleider hatten beträchtliche Koſten verurſacht, die bei dem verringerten Witweneinkommen nichts weniger als Deckung fanden. Gleichwohl hielt es die Dame für unangebracht, ihren Lebensfuß irgendwie zu beſchränken, da ſie ſich nichts nachſagen laſſen mochte. Nun kam noch Egons einjährige Suche nach einem neuen Leben hinzu, ihre gemeinſame Lage fragwürdig und ſchwierig zu machen. So war Mama de Alamor in einen anſehnlichen Schuldenſtand geraten, der ſie ſchließlich veranlaßte, für ihren Sohn das bewußte Beamtenpöſtchen zu erbitten. Auch für ihre Tochter mußte ſie ſich nach einem Beruf umſehen. Zwar dünkte ſie die Arbeit für ein zur Schönheit geborenes und beſtimmtes Geſchlecht durchaus unwürdig, aber völlig unmöglich für ihr eigenes ſtandesmäßiges Alter. Daher mußte ſie das geringere Übel wählen, daß ihre Tochter vorläufig zum gemeinſamen Unterhalt beitrug. Es gelang ihr auch, der Siebzehnjährigen eine Stelle als Schreiberin bei dem Baumeiſter zu erwirken, in deſſen Hauſe ſie wohnte und den Zins ſchuldig blieb. Auf die ſtrenge Mahnung bat ſie unter

Tränen und flehenden Augen, denen noch immer ein gewiſſer Glanz innewohnte, ihr das Leben doch durch die Beſchäftigung ihrer geſchickten Tochter einigermaßen zu erleichtern, worauf denn der Mietsherr notgedrungen einging. So konnte ſie ihre bürgerlich prunkhafte Wohnung als Vorſtandsadjunktenswitwe behalten und ihren ſchönen weißen Seidenpinſcher nach wie vor auf ſeinem Kiſſen im Salon ſitzen haben, denn ſeinen oder den Verluſt der vertrauten Möbel hätte ſie nicht überdauern zu können geglaubt.

Egon hatte ſoeben ſein erſtes Monatsgehalt ſtolz eingeſtrichen und dachte an vielerlei Ausgaben, zu denen er allmählich befähigt werden würde. An weitere ſtattliche Kleidung, Krawatten, Schmuckſtücke, an ein leiſe klirrendes Zweirad, mit welchem er einem gewiſſen Drang nach der Ferne ſo lange halbwegs zu befriedigen hoffte, bis er einmal irgendwie zu einem Automobil komme, was bei dem Fortſchritte der Technik und der Bedürfniſſe nur eine Frage der Entwicklung ſchien. Auch wollte er ſich in der ſchönen Welt der Weiblichkeit nunmehr begehrenswerter, männlich freigebiger und darum des Empfangens würdiger umtun. Die anmutigſten Vorſtellungen ſpielten vor ſeinen Augen, die nicht umſonſt vom

lieben Herrgott recht nach aller Herrlichkeit der Dinge langend geformt waren.

Anſtatt vom Amt geradeswegs heimzukehren, hatte er ſich zunächſt in einem Kaffeehauſe bei den illuſtrierten Zeitungen und duftenden Ala-Zigaretten aufgehalten, dann in der Kärntnerſtraße einige Beſorgungen geleiſtet, wodurch ſeine Barſchaft um etliches verringert worden. Nun eilte er, zierlich und den von Natur offenen Mund zu einem vergnügten Pfeifen geſpitzt, über die Treppe und freute ſich, an der Tür das treue Bellen des Pintſchers zu vernehmen, geſpannt, welches Nachtmahl ſich etwa durch ſeinen beſonderen Wohlgeruch ankündigen und die wahrhaft erleſene mütterliche Kochkunſt auch an dieſem Weihetage nach der ernſten Arbeit eines Monats bezeugen wolle.

Die Mama ſaß indes, eine Stickerei auf dem Schoße, in der Dämmerung des Salons und empfing ihn ſtumm, ohne irgend ein Zeichen feſtlicher Verheißung. Erſt als er einen Schwall begeiſterter Worte losgelaſſen über die Annehmlichkeit des Frühjahrs, die ſtaunenswerte Billigkeit mancher vornehmer Geſchäfte und dergleichen mehr, fragte ſie ihn mit einer dumpfen Stimme, deren unheilverkündenden Ton er lei-

der kannte: „Nun, mein Kind, was iſt es mit deinem Gehalt?“ Egon ſtotterte verlegen. Sie rechnete ihm auf den Kreuzer vor, was er bekommen haben müſſe, und obzwar er, geiſtesgegenwärtig genug, ſofort etliche Abzüge für Wohlfahrtszwecke, angebliche Kranken-Verſicherung, Trinkgelder und dergleichen mehr in Abſchlag brachte, konnte er die verbleibenden Abgänge nicht anders als durch eine Beichte ſeiner heutigen Einkäufe erklären und mußte ſchließlich den Reſt auf den Tiſch zählen. Er wollte ihn freilich wieder ſogleich an ſich nehmen, doch wehrte die Mama mit zarter Entſchiedenheit: „Für dieſen Monat, mein Egon, will ich allerdings mit der geringen Summe vorlieb nehmen, bin ich es doch leider gewöhnt, mich nach der Decke zu ſtrecken, aber in Hinkunft wirſt du ſchon dein ganzes Gehalt abliefern müſſen, denn wie ſoll ich dieſes Haus und das gute Eſſen beſtreiten, auf welches du ſo viel hältſt, ohne das notwendige Geld. Auch müſſen wir alle, da wir uns ordentlich anſtrengen, uns auch kräftig nähren. Du haſt mich genug gekoſtet, bis ich dich ſo weit gebracht habe, daß du nun freilich nur den geringſten Teil abſtatten kannſt, um die Sorgen deiner ſchwergeprüften Mutter ein wenig zu erleichtern.“

„Aber, liebe Mama, wie ſoll ich dann leben? Ich brauche ja Kleider, allerhand andere Dinge, ich will doch auch von der Plage etwas haben, einmal ins Theater gehen oder in ein Gaſthaus.“ — „Darum biſt du eben ein Mann, der Geld verdienen kann durch einen Nebenerwerb oder ſonſtwie. Das wird deine Sache ſein. Du biſt mein Stolz und mein Glück auf der Welt, Egon. Hätte ich nicht euch Kinder, ſo wäre mein Leben wahrlich nichts wert und ich würfe es am liebſten weg. Brachte es mir doch nie etwas anderes, als Kummer und Sorge. Dein ſeliger Papa hat es wahrlich nicht verſtanden, mir eine würdige Exiſtenz zu bereiten, all die ſchönſten Jahre ſind in peinlicher Angſt um das Notwendige verſtrichen und ich ſtehe nun da als alte Frau, wenngleich man es mir ja nicht anſieht, und ohne das geringſte Vermögen. Andere Männer ſorgen für ihre Gattinnen, nichts iſt ihnen zu teuer, ſie häufen Luxus um ihre Frauen und erwerben ihnen ein ſtattliches Gut. Ich hingegen mußte meine Mitgift einbrocken und mich beſcheiden lernen, obgleich mir andere Schickſale in der Wiege geſungen waren, aber ihr merktet freilich nichts von meinen Sorgen, ich hielt euch immer nett und nobel an Kleidung und Koſt und Unterricht, wir

haben uns für eure Erziehung aufgeopfert. Käme doch die Zeit endlich, wo ihr es der armen Mutter vergelten wolltet und könntet.“ Egon, der leicht gerührt war und überdies auch die Opferung seines Monatsgehaltes als gerechten Anlaß zu Tränen empfand, weinte leise vor sich hin.

Frau de Alamor schlang um den recht schlaff dasitzenden Sohn, dessen Antlitz nun den schlotterigen Ausdruck zeigte, den er wohl vom guten Papa überkommen haben mochte, ihre energischen Arme, küßte ihn zärtlich wiederholt auf Stirn und Mund und Wangen und tröstete ihn: „Damit du wenigstens für den Anfang nicht allzuviel entbehrst, magst du zehn Gulden für das Nötigste behalten. Das weitere wird sich finden. Dein Diurnum deckt ohnedies nicht meine Kosten. Rechne dir nur einmal aus, welche Summen ich in den einundzwanzig Jahren, seit du auf der Welt bist, für dich geopfert habe. Aber ein Bursche wie du ist ein Kapital, das sich ordentlich verzinst, wenn man vernünftig bleibt. Du wirst reich heiraten und deine Mutter nicht durch Dummheiten enttäuschen, so daß du hoffentlich bald in die Lage kommst, deine Schwester aus ihrer Sklaverei zu erlösen, denn es schickt sich doch wahrlich nicht, daß meine Anna einem gemeinen Bau-

meiſter Schreibdienſte tut. Was wollen wir aber bis dahin machen? Mir bleibt nichts übrig, als einen Zimmerherrn ins Haus zu nehmen.“ Egon ſchrie entſetzt auf. Sie erwiderte leiſe: „Es muß ſein, ſei ſtark mein Kind. Du ſiehſt, ich ſelber füge mich, der es noch viel ſchwerer fällt. Dein Zimmer eignet ſich am beſten fürs Vermieten, es hat ſeparierten Eingang, iſt angemeſſen möbliert, du kannſt ſchließlich im Salon wohnen, ein junger Mann wie du bleibt ohnehin nicht viel zu Hauſe, ſoll auch in ſeiner freien Zeit lieber unter Leute gehen, als ſtubenhocken. Wenn ich einen Mieter, und am Ende gar in ganze Penſion bekomme, dürfen wir aufatmen. Ich weiß, du wirſt mich ja bald befreien und mir eine vornehme Exiſtenz ermöglichen, du mein Stolz und meine Zuverſicht, aber vorläufig muß ich eben die Zähne zuſammenbeißen. Ich atme ja nur für euch, meine Kinder.“

Es läßt ſich denken, daß Egon dieſen ſtolzen Tag demütig endete: ſtatt ein Wohlleben zu beginnen, mußte er ſein eigenes Zimmer hergeben, ſein Gehalt bar aufopfern und in der freien Zeit dafür ſich unter Menſchen umtun, ohne zu wiſſen womit, dazu war ihm eine plötzliche heldenhafte Sorge um Mutter und Schweſter auferlegt, der

Digitized by Google

er ſich nicht gewachſen fühlte. Doch nahm er die zarten Andeutungen der Mama über ſeine eigenen männlichen Möglichkeiten ſich immerhin zu Herzen und ſchöpfte bald aus dieſem Teile der Anſprache Troſt. Wie es nun einmal ſeine glückliche Art war, feuerte er ſich in ſolchen Hoffnungen immer mächtiger an und beſchloß, ſeiner Zukunft jedes Opfer zu bringen. Daß dies mittels der Weiblichkeit und für dieſe geſchehen ſollte, gefiel ſeinem leckeren Geſchmacke, und wieder war es ſeine willensſtarke, verehrte Mama, welcher er das neue Leitmotiv ſeines Lebens ſchuldete. Dieſer Königsgedanke beſtätigte alle ſeine natürlichen Neigungen und dünkte ihn ſchon aus dieſem Grunde ſchickſalsnotwendig und einzig. Daß er dabei noch ein Erlöſungswerk an einer ſo edlen Mutter, an einer verheißungsvoll heranreifenden Schweſter ſozuſagen nebenher verrichten könne, war ein gewiſſermaßen ſittlicher Anſporn für ſein bewegliches Gemüt.

Daher hob ſich auch in den nächſten Tagen ſeine Zuverſicht ebenſo raſch, wie ſie vordem geſunken war. Wir ſehen ihn eines Tages nach glücklich überſtandener Arbeitszeit in ſeiner eleganten Kleidung, den Zylinder unternehmend aufs Haupt geſetzt, einen ſchwarzen Stock mit ſilber-

ner Krücke, ein Erbſtück des Vaters, in der Hand, aufrechter Haltung und ſeine geſtielten Augen nach allen Seiten wendend durch die Straßen ſpazieren, welche von geputzten und vornehmen Leuten wimmeln. Wenn ein ſchönes junges Frauenzimmer in rauſchenden Seidenröcken und den Hals aus Spitzen oder Federn neigend, zierlich an ihm vorüberwandelt, ſchnuppert er unwillkürlich nach dem leiſe wehenden Wohlgeruch und fragt ſein unruhiges Herz: iſt es dieſe, oder welche wird das Schickſal ſein? und berechnet alle möglichen Mitgiften und Glückszufälle, und wie er ſich je nach dem Gegebenen einrichten und laſſen würde. Edel ſetzt er der Schweſter eine Morgengabe, der Mutter eine anſtändige Rente aus, beſtimmt für ſich ein Automobil, einen kleinen alljährlichen Aufenthalt an der Riviera, ein gelegentliches Spielchen in Monte Carlo und dergleichen.

Für dieſe erträumten Süßigkeiten gedachte er ſich eine wirkliche und wohlfeilere als Vorausbezahlung zu vergönnen, da er ſeit früher Jugend zu naſchen gewohnt war. So trat er auch heute in ein wohlbekanntes Schokoladengeſchäft und ſuchte in allen Fächern nach den beliebteſten Gegenſtänden, nach ſammetweichen Katzenzungen,

nach Fondants, die wie der Vorgeſchmack der Seligkeit im Munde zerfloſſen, nach herben gebrannten Mandeln oder Likörbonbons. Bald hatte er ein anſehnliches Tütchen beiſammen, welches die geduldige Verkäuferin bereithielt, der er manchen angenehmen Blick vergönnte, da ſie hübſch war und die ſtändige Kundſchaft des ſtattlichen jungen Mannes zu ſchätzen wußte. Hierauf begab er ſich zur Kaſſe, um zu zahlen. Und da traf ihn der Blitz ſeines Schickſals aus den wehmütigſten, ſanfteſten Augen, die er je geſchaut, aus braunen, groß offenen Augen, deren Blick wie ein üppiges Schokoladefondant in ihn eindrang und auf geheimen Nervenpfaden gar wollüſtig durch den Körper bebte, ſo daß der ganze Egon de Alamor vom Kopf bis zu den Zehenſpitzen mit brauner Sehnſucht erfüllt war. Gefaßt und entſchloſſen, wie immer, wenn es ſich um ſeine Leidenſchaften handelte, verbeugte er ſich ſofort vor der jungen Kaſſiererin mit den Worten: „Fräulein ſind neu im Geſchäfte, ich habe noch nicht die Ehre gehabt, Sie zu ſehen, wann war ich doch zum letzten Male hier?“ Die Kaſſiererin lächelte leiſe, wobei der Roſenglanz der Heiterkeit von ihren Wangen, ihrem Munde und ihren Augen auf Herrn de Alamor zurückſtrahlte, der ſeiner-

ſeits glücklich zu lachen begann. Dies tat er vorſichtig, gleichſam fragend, ob es auch erlaubt ſei, um ſofort, als ſie es herzhafter erwiderte, nun wie im ſeligſten Einverſtändnis mit lauter Stimme und vollem Angeſicht dem Hochgenuß vereinter Heiterkeit ſich zu ergeben. Da keine Kunden im Geſchäft waren und Egon als häufiger Beſucher des Ladens einiges Vertrauen der bedienſteten Mädchen genoß, verbreitete ſich das begonnene Geſpräch über das ganze anweſende weibliche Perſonal, und Egon erfuhr, die Kaſſiererin ſei erſt unlängſt eingetreten und habe den wichtigen Poſten gegen Erlag einer nicht unbeträchtlichen Kaution erhalten. Sie ſei eine Serbin, lachten die Jungfern. Als Egon darüber erſtaunte, berichtigte das Fräulein, über und über errötend, er möchte das nicht wörtlich verſtehen, denn ſchon als Kind ſei ſie nach Wien gekommen, ſtamme allerdings von ſerbiſchen Eltern ab und ſei zeitlebens immerhin zu den Sitten der Heimat angehalten worden. Das fand nun Egon äußerſt intereſſant und erlaubte ſich bei dieſer Gelegenheit vorzuſtellen, wobei er verſicherte, auch ſein Name deute auf fremdländiſche Herkunft, wenn er gleich noch nicht zu ermitteln verſucht habe, ob ſeine Ahnen aus Ungarn oder Griechenland,

Spanien oder Italien ſtammten. Doch ſei er ein echtes Wiener Kind, was er von der Dame trotz allem wünſchen, ja vorausſetzen zu dürfen hoffe. Nun ſollte auch ſie von Rechts wegen ihren Namen verraten. Statt deſſen errötete ſie neuerdings wie eine Erdbeere und beugte ihr ſchönes, rundliches Geſicht mit dem ſchwarzen, gelockten Haar tief über das Kaſſabuch, bis die Mädchen lachend riefen: „Danitza heißt ſie“. Egon war vollends entzückt und erbat ſich die Ehre, das Fräulein heimbegleiten zu dürfen. Nun ſchämte ſich die ſogenannte Danitza, da ſie ſich binnen kurzer Zeit ſchon ſo oft errötend geſchämt hatte, ſich nun auch dieſes Antrages zu ſchämen, zumal alle ihre Kolleginnen recht vertraute Begleiter nach dem Geſchäftsſchluß vorfanden. So ſagte ſie denn in aller Scham nicht nein, ſondern ſchwieg, die Augenlider ſenkend. Alamor empfahl ſich mit einer Verbeugung, in welche er alle Zuverſicht legte, und ſpazierte draußen, ein Bonbon um das andere genießend, vor dem Laden auf und nieder, bis das Geſchäft geſchloſſen wurde und Danitza als die letzte, zierlich, ſchlank und beſchämt herausſchlüpfte. Egon begrüßte ſie voll inniger Ehrerbietung und blieb mit langen Schritten neben der Eilenden, die vorerſt noch kein Wort ſagte,

ſondern nur möglichſt ſchnell den Blicken und Nachreden der Gefährtinnen zu entgehen ſuchte, denn jetzt ſchämte ſie ſich erſt recht, daß ſie ſich nicht auch diesmal gut genug geſchämt hatte, die Begleitung des jungen Herrn gebieteriſch zurückzuweiſen. Erſt als ſie aus den belebten Straßen in ſtillere traten und Egon unabläſſig redete und fragte, bekam er einſilbige Antworten. Und an dieſe wußte er wieder neue Fragen zu knüpfen, durch welche das ſcheue Mädchen ſchließlich doch in ein Netz von Rede und Gegenrede gefangen wurde, bis ſie dann ganz munter und immer zuverſichtlicher plauderte, gelegentlich ihren Begleiter von der Seite her mit einem raſchen Blicke ſtreifte und hie und da lächelte, um wieder in den ihr eigenen ſchwermütigen Ernſt, wie in den dunklen Schutz einer dämmernden Natur zurückzuflüchten. Egon erfuhr, daß ſie bei ihrer Mutter, einer Witwe, lebe und eigentlich nur, um nicht müßig zu bleiben, ſowie um der üblen Laune, Herrſchſucht und Unverträglichkeit der kränklichen Frau tagsüber zu entrinnen, ihre Stellung geſucht und angenommen habe. Die Mutter ſei täglich über dieſen ſchlecht angebrachten Eifer ihres Kindes empört, welches unbewacht allen Verſuchungen der Großſtadt geradezu entgegengehe,

ſtatt ſie zu Hauſe ſittſam zu vermeiden. „Da hat ſie's nun", lachte Danitza und errötete gleich auch und ſchämte ſich wieder, während Egon vergnügt dieſe Beſtätigung ſeiner großſtädtiſchen Gefährlichkeit begrüßte. Damit war eingeſtanden und bezeugt, daß er in eine unbewachte ſchöne Mädchenſeele Einlaß gefunden, woraus ſich wieder viel Weiteres ergab. Zufrieden tröſtete er das Fräulein, es werde ihr nichts Übles paſſieren, vielmehr möchte ſie ſich von ihm nur der edelſten Gefühle und Handlungen verſichert halten. „Das iſt alles recht ſchön und ich will es Ihnen gern glauben, ich kann mich ja auch jeder Ungebühr erwehren, aber jetzt laſſen Sie mich allein weitergehen, denn wir ſind bereits in der Nähe meiner Wohnung. Ich möchte hier nicht mit einem Herrn geſehen werden. Alſo adieu!" Und damit eilte ſie auch ſchon davon, ſo daß Egon, ehe er ſich noch recht beſonnen, ihre ſchlanke Figur über die Gaſſe ins Dunkel verſchwinden ſah. Obgleich er dergeſtalt ſeinen Sieg nicht, wie er gewünſcht hätte, ausnützen, weder um ein neuerliches Zuſammentreffen erſuchen, noch ſeine Huldigungen deutlicher erklären konnte, war er dennoch recht erhoben und zuverſichtlich. Er wußte genug: dort war ihr Schokoladengeſchäft, hier die Wohnung.

Bereits am nächſten Tage trat er, ſeinen Hut ehrerbietig lüftend, an die Seite Danitzas, als ſie ihren Laden verließ. Und, welch glückverheißendes Zeichen! Sie grüßte ihn freundlich, nicht fremd, ja ſie lächelte ſogar und zürnte nicht.

Um dieſe Zeit ſtarb ein Oheim Egons, der Bruder ſeiner Mutter und Beſitzer eines Weingutes in einem kleinen niederöſterreichiſchen Orte. Von dieſer Abſtammung aus altanſäſſigem Bauerngeſchlechte und dem kleinen Erbe aus dem Erlös verkaufter Rieden leitete eben der Stolz der Mama jenes hohe Wiegenlied her, das bei ihrer Geburt angeblich erklungen.

Egon de Alamor erfüllte das Bureau mit der hoffnungsvollen Nachricht einer angefallenen Erbſchaft, welche neuerliche, wohlbekannte Anleihe-Unternehmungen rechtfertigte. Denn ein Mann, der erbt, hat allerhand unvorhergeſehene Auslagen und koſtſpielige Förmlichkeiten, von der Anſchaffung geziemender Trauerkleider bis zur Fürſorge um eine gedeihliche Abwicklung verwirrter Rechtsgeſchäfte. Und da man nun ſchon ſo viel Geld in die Hoffnungen des jungen Mannes hineingeſteckt hatte, mußte man wohl oder übel immer mehr nachſchießen, um die Angelſchnur mählich zu verlängern, mit welcher man

die Beute ſchließlich dennoch hervorzuziehen gedachte, die man ſelber in den Brunnen geworfen. Der Brunnen aber ließ vorderhand leider noch gar keinen Grund ſpüren. Der willkommene Todesfall bot weiter auch den Anlaß zu wiederholten Urlaubstagen. Keine Woche verging, wo den Egon nicht eine gerichtliche Tagſatzung, eine Erbenkonvokation oder Einvernahme ins Weinland beriefen, bei welchen ſeine Gegenwart unerläßlich war. Von dieſen Ausflügen kehrte er immer neubelebt zurück, das Geſicht vom Genuſſe der beſten Trunkſorten, die im Keller des dahingeſchiedenen Oheims lagerten, gerötet, und die ohnehin bewegliche Zunge ganz gelöſt, ſo daß ſie ſich in tauſenderlei Scherzen, Erzählungen, Andeutungen erging und vor den Amtsbrüdern ein ſchönes Luftſchloß von Erbhoffnungen aufrichtete, welches zwar mit den notwendigen Hypotheken belaſtet, aber doch in ungeminderter Pracht daſtand.

Egon de Alamor hatte mehrere Eiſen im Feuer. Erbte er doch nicht bloß, ſondern liebte auch, liebte glücklich, wie er nicht ohne Stolz bekannte, liebte ein Weſen, das ſeiner würdig war, ein ſchönes Mädchen, welches ein Vermögen beſaß und mehr noch zu erwarten hatte. Es war bloß

eine Frage der Zeit, bei Egon war alles nur dieſe Frage, daß er ſie von der widerſtrebenden Mutter gewann und mit der Braut deren gutes Zubehör. Es war nur eine Frage der Zeit, daß er aus dem ſchwülen Engpaß ſeines derzeit leider mißlichen Standes treten und wie der volle Mond im Lichte wahrhaftigen Silbers über die Höhen des Daſeins erglänzend wandeln werde. Auch zu Hauſe bereitete ſich eine glückverheißende Wendung vor, wie er entdeckte. Auf Grund dieſer vielſeitigen, nur vom Verlaufe der Zeit bedingten Glücksfälle ſteigerte er ſeinen Lebensſtand, er beſuchte die Theater, namentlich Operetten, deren leichtfaßliche Melodien er vor ſich hinträllerte und nahm die Anregungen der Kunſt an der Seite eines geliebten Weſens auf. Um zehn Uhr vormittags brachte der Kanzleidiener dem jungen Manne ein wohlduftendes Gabelfrühſtück, welches mit einem Krügel friſchen Bieres begoſſen wurde. Nach hochherziger Überlaſſung des Kleingeldreſtes an den Diener erfreute ſich Egon etlicher feiner Zigaretten, während ſeine Gönner und Geldgeber ernſt und ſtill über ihre Akten gebeugt, Amtsveranlaſſungen bewerkſtelligten und mit Summen rechneten, die von dem Fabeltier: Eiſenbahn verdient wurden,

das ihnen ein dürftiges Monatsgehalt auswarf wie ein Stößchen geringfügigen Rauches, der in der Luft verweht.

Inmitten des Sommers nahm Egon einen achttägigen Urlaub. Er wollte ihn in einem ſchleſiſchen Waldorte verbringen, wo die Mutter ſeiner Braut ein ſtattliches Anweſen beſaß.

In der Tat waren die Liebesumſtände des Jünglings wohlgediehen. Das Mädchen, unerfahren und eben mannbar, überließ ſich mit der Kraft eines zuverſichtlichen Lebenswillens der Freude, geliebt und begehrt zu werden, ſonnte ſich an ihrem eigenen Feuer und ſuchte, vaterlos, voll Trotz und Verlangen nach Freiheit, in der Heimlichkeit eines täglich erneuten Abenteuers, was ihr vom Argwohn einer törichten, boshaften Mutter verwehrt wurde. Jede Liſt ſchien erlaubt und zugleich ein Spaß mehr. Wird doch dem jungen Blut der ſogenannte Ernſt des Lebens ſein eigentliches Hauptvergnügen. Zudem ſchien, was ſie tat, auch dem ſtrengſten Gewiſſen zuläſſig. War Egon nicht ein anſtändiger, ein hübſcher, ein junger Menſch und verheißungsvoll genug für einen Gemahl als wohlbeſtallter Beamter, der einer geſicherten Zukunft entgegenging? Wer etwas von Herzen begehrt, der iſt um tauſend Gründe

nicht verlegen, wenn ihm ſchon der einzige nicht genügt: ich will. So genoß ſie denn die ſchönen Frühlingsabende an Egons Seite, heute auf verſchwiegenen Straßen luſtwandelnd, morgen im Theater bei einer munteren Muſik, an Sonn- und Feiertagen auf Wegen über Land durch den ſchattenfreundlichen Wienerwald, mit Raſten in Gaſthäuſern auf weitſchauenden Höhen an buntgedeckten Tiſchen, umgeben von ähnlichen Schickſalspärchen. Die ganze Welt warf als ein gefälliger Spiegel dies eine Bild geſellter Neigung zurück und Danitza nahm es wieder als Aufforderung entgegen, ſich ſelbſt als hübſche Hälfte einer ſolchen geſetzmäßigen Zweiheit zu behagen.

Mit der Einladung Egons nach dem ſchleſiſchen Sommerſitz hatte es ſeine eigene Bewandtnis. Danitza beſaß eine Schweſter namens Zorka und einen Bruder Mirko, die beſſer als ſie die Mutter zu lenken und für ihre Zwecke auszunutzen verſtanden. Mirko war ein ſogenannter Juriſt und Reſerveleutnant, welcher ſeinen ſtudentiſchen Beruf mit dem militäriſchen in der Weiſe vereinigte, daß er akademiſche Unterhaltungen in ſeinem Waffenrocke beſuchte und tagsüber ſeinen Katzenjammer auf dem Sofa im endloſen Zigarettenrauch philoſophiſch ausdämmerte, um

abends von der Mutter die nötige Barschaft zu neuen Unternehmungen zu erheben. In Bewunderung und Wertschätzung seines Standes und Berufes gab sie willen- und wehrlos das Geforderte ab. Zorka aber war es gelungen, sich trotz aller grimmigen Beaufsichtigung erfolgreich in einen Postassistenten zu verlieben, welcher sich einer ansehnlichen Uniform und einer hohen, der Offiziersmütze getreulich nachgebildeten Dienstkappe erfreute. Aus einiger Entfernung konnte er mit seinem Galanteriedegen, seinem Flottenrock und der lichten Hose beinahe für einen Leutnant angesehen werden. Als die Alte diesem Verlöbnis auf die Spur gekommen war, hatte sie zuerst vor Wut über die Eigenmächtigkeit der Tochter geschnaubt. Doch zog Zorka bei der leidenschaftlichen Auseinandersetzung, unverschämt wie sie war, ohne weiteres einen großen, alten, mit Silber und Elfenbein ausgelegten Revolver, ein Prachtstück des serbischen Vaters, von seinen Ahnen wahrscheinlich auf ihren Beutezügen im roten Gürtel getragen, aus dem Schrank hervor, streckte ihn mit großer Gebärde vor sich hin und drohte, jeden, der sie an ihrem Glücke hinderte, und dann sich selbst niederzuschießen. Nicht so sehr dies untaugliche Mittel, als ein geheimes

Zauberwort bewog die Mutter, ſchließlich der Verlobung zuzuſtimmen: der Liebhaber war — Beamter. Vor dieſem Stand empfand die Alte eine geheime, unbegrenzte Verehrung, indem er nach ihrer Vorſtellung die Untertanen aus tauſend Röhrchen geſetzmäßig ausſaugen und ſtrenge beherrſchen durfte, um höchſt ſtattlich dabei zu gedeihen und mit Würden, Titeln, Orden belohnt zu werden. Nachdem ſie ſich von der Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit der Stellung des Poſtaſſiſtenten überzeugt hatte, konnte ſie nicht nein ſagen. So durfte Zorka auf dem Lande ihre Verlobung feiern.

Bei dieſer Gelegenheit dachte Danitza ihre ähnlichen Pläne zu fördern, denn auch Egon de Alamor war ja Beamter und folgerichtig gegen ihn ebenfalls nichts ernſtlich einzuwenden. Der Heimlichkeit müde, wollte ſie endlich ein paar Tage in allen Ehren, doch vor der ganzen Welt ihren erklärten Liebhaber bei ſich begrüßen, mit dem eleganten Jüngling Staat machen, ein ehrenvolles Verlöbnis herbeiführen, kurz es ebenſo gut haben wie die Schweſter. Egon ſollte, gleichſam eingeſchmuggelt, auf einmal im Garten in der Geſellſchaft auftauchen, und das weitere würde ſich finden. Er war zu allem bereit. Danitza

trat also den ihr vom Geschäft zugestandenen Urlaub an, fuhr mit ihrer Familie nach Schlesien voraus, Egon sollte ihr folgen.

Er tat dies in seiner ansehnlichsten Sommerausrüstung und langte denn auch am Abend eines heißen Julitages an. Er trug einen, eben auf Kredit unter Zusicherung pünktlicher Ratenzahlungen angeschafften photographischen Apparat an einem Riemen um die Schulter, denn er gedachte, die Braut und seine künftigen Anverwandten und sich selbst in mehreren Aufnahmen festzuhalten, wie es sich bei Verlobungen schickt. In zugleich gehobener und ängstlicher Gemütsverfassung bangte er den Ereignissen entgegen. Danitza erwartete ihn auf dem Bahnhofe in entzückender ländlicher Kleidung, wie eine Bäuerin, mit rot geblümtem Rock und Mieder und weißem, blühendem Hemde, aus dessen Krause und weiten Armeln eine gebräunte Haut hervorsah, in welcher die empfangene Sonne selbst zu schimmern schien. Ihre Wangen, glühend vor Hitze, Freude, Erregung, glichen zart beflaumten Pfirsichen und legten sich rund und kräftig in seine Hand, als er sie streichelte. Mutig umarmte sie den Egon ohneweiters im Angesichte der ganzen Station, als gedächte sie hiermit einen unwider-

ruflichen Zuſtand herbeizuführen und feierlich zu erklären. Dieſe ihre Gebärde hatte eine ſolche Reife und Erhabenheit, daß der magere, faſt ſchlotternde Knabe dabei wie ein beherrſchtes Kind, ſie ſelbſt aber als ein mütterliches Frauenzimmer erſchien, das ſie ja wie jedes Weib, im Stande der Zärtlichkeit von Natur aus dem Manne überlegen, auch wirklich war. Indem ſie den Erſtaunten, der auf dieſes unerwartete Übermaß von Empfangsleidenſchaft um ſo weniger gefaßt war, als ſie ihn bisher in derlei Annehmlichkeiten recht kurz gehalten hatte, ſo feſt an die Bruſt gedrückt hielt, daß ihm der Atem ausging, ſagte ſie in ihrer Weiſe, die gelegentlich noch ein wenig fremd klang und das freilich entwöhnte Kind einer andern Sprachmutter verriet: „Ach, Egon, wie hab ich dich viel lieb.“ Dann zog ſie ſeinen Arm unter den ihrigen und ſchritt mit ihrem Verlobten wie mit einem ſchönen Kriegsgefangenen an den aufmerkſam beobachtenden Stationsbeamten und dem ſonſtigen Publikum vorbei, die Straße nach dem Dorf entlang.

Sie hatten eine gute halbe Stunde Weges vor ſich, die Danitza verwenden mußte, Egon allerhand Verhaltungsmaßregeln einzuſchärfen. Zu ſeinem Entſetzen erfuhr er, daß Danitzas Mutter

ganz und gar nicht auf die kommenden Ereigniſſe, alſo auf den kommenden Bräutigam der Tochter, vorbereitet ſei. Danitza aber lachte mit furchtbarer Entſchloſſenheit über alle ſeine Bedenken und Einwände und preßte ſeinen Arm heftig an ihre Bruſt, als wollte ſie ihn ſelbſt an einem Gedanken des Zurückweichens verhindern. So langten ſie denn vor dem Landgut an, das ſich bei näherer Betrachtung als ein kleines, weißes, freundliches Parterrehäuschen mit Schindeldach erwies, von einem mäßigen Obſtgarten umgeben, der an weite offene Wieſen und Acker grenzte, die aber nicht mehr zum Beſitze gehörten.

Durch eine Holzgittertür eintretend, fanden ſie ſich in einem dichten Gebüſche von Flieder, Hollunder und Stachelbeerſträuchern, von wo ſie unbemerkt eine Ausſicht auf den Vorplatz des Häuschens hatten. Unter einem auf vier Pfählen übergebauten Holzdache, das von wildem Wein überwachſen, eine ſogenannte Veranda darſtellte, war die ganze Geſellſchaft verſammelt.

In der Mitte vor einem runden Tiſche auf einem Rohrfauteuil thronte die Mutter, wie eine Herrſcherin ihren Kreis überſchauend und beleibt, wie ſie war, gleichſam von der weiſen Natur ſelbſt zum Gebieten in ſitzender Stellung be-

ſtimmt. Ein großes breites Geſicht, mit Brillen bewehrt, blickte ſtreng unter wirrem, weißem Haar hervor, welches aus einer bunten Mütze quoll. Ein langer Hals konnte ſich gewandt hierhin und dorthin kehren, wo es etwas zu befehlen gab. So brauchte ſie bei ihrer lauten Stimme ſich mit dem übrigen Körper gar nicht zu rühren, da ſie mit Hilfe des beweglichen Halſes und Hauptes ihr Geſichtsfeld durchaus beherrſchte und mit ihrer Rede ſehr wohl unterwarf. Auf ihrem Buſen, deſſen Maſſe in einem buntgeblümten Morgenrocke über alle Gebühr zur Geltung kam, hob und ſenkte ſich wie ein Schifflein auf bewegter See ein ſchwarzes griechiſches Emailkreuz, das Zeichen ihres angeſtammten Glaubens. Mit den beiden feiſten, beringten Händen wühlte ſie in einer Schüſſel Erbſen, die ſie offenbar fürs Abendeſſen auslöſte, wobei ihr die ſchlanke Zorka half, welche neben dem grün gefüllten Gefäß auf dem Tiſche ſaß, während ihre Beine die Schultern des Poſtaſſiſtenten berührten. Dieſer hockte nämlich auf einem Schemel, ſo recht ein Sinnbild ehrbarer Unterwürfigkeit. Mirko aber, in einer ſchmutzigen Offiziersbluſe, einen roten Fez auf dem Kopfe und einen langen Tſchibuk im Munde, ſpazierte auf und nieder, langte zu-

weilen in die Schüſſel und aß die leckeren Erbſen, um mit der enthülſten Schote dann entweder die Mutter oder die Schweſter oder den zukünftigen Schwager zu bewerfen. Die Mama ſchlug, ſo oft ſie getroffen wurde, eine behaglich zornige, grunzende Lache auf, Zorka ſchrie halb geärgert, halb freundlich, der Poſtaſſiſtent lächelte verbindlich. Danitza und Egon hatten nicht lange Zeit, dieſes Gemälde ländlichen Familienfriedens zu betrachten, denn mit einem Male drehte die Alte das Haupt nach allen Seiten und fragte: „Wo bleibt denn die Danitza eigentlich? Iſt ſie denn noch nicht mit dem Anziehen fertig, ſie ſollte uns doch helfen.“ — „Sie hat wieder lang geſchlafen nach Mittag,“ gähnte Mirko hinter einer blauen Wolke her.

„Danitza,“ ſchrie die Mutter und wiederholte dreimal den Ruf.

„Da bin ich,“ antwortete die Vermißte und trat, Egon nach ſich ziehend, aus dem ſchützenden Gebüſche hervor; „und ſieh, wen ich mitgebracht habe.“

Hiermit waren auch ſchon beide unwiderruflich vor dem Tiſche.

Die Mutter ſaß da, das Haupt in regungsloſem Staunen vorgebeugt, Zorka war vom Tiſch

herabgeſprungen und ſtand, der Poſtaſſiſtent hatte ſich vom Schemel erhoben, nur Mirko paffte ruhig weiter und ging auf und ab, ohne ſonderliche Neugierde.

„Wer ſind Sie, wer iſt das, was will er?“ fragte die Alte. — „Herr Egon de Alamor, Mama, ein guter Bekannter aus Wien, der ſo liebenswürdig war, meiner Einladung hierher zu folgen. Soeben hab ich ihn von der Bahn abgeholt.“

„Die gnädige Frau entſchuldigen ſchon, ich bin ſo frei, ich war ſo kühn.“

„Wie kommen Sie, was haſt du, wie kann man?“ keuchte Frau Milena Bozdarevich.

„Ich mag zu meinem Urlaub auch meine Geſellſchaft und Unterhaltung haben, wie Zorka, und da wir uns neulich verlobten, wollte ich meinen Bräutigam auch gleich mit euch bekannt machen. Da iſt er alſo.“

Der Poſtaſſiſtent ſchlug die Hacken zuſammen und verbeugte ſich förmlich vor Egon, welcher „ſehr erfreut“ ſtammelnd, entgeiſtert ſeinen Namen murmelte.

„Bräutigam? Was ſoll das heißen? Verlobt? Warum heirateſt du nicht auch gleich, warum gehſt du nicht auf und davon, warum

lebſt du nicht auf Tiſch und Bett ſo geſchwind, wie du biſt, Ungeratene, Verfluchte, und bringſt deine graue Mutter mit Schande ins Grab. Ich werde noch ſterben, bei Gott.“

„Sieht der Egon ſo aus, als ob er mir oder gar dir was antun könnte? Aber wenn's dir nicht recht iſt, können wir ja gleich auch fort. In einer Stunde geht der Zug nach Wien. Wir kommen zurecht, wenn wir uns beeilen. Mußt's nur ſagen. Aber es iſt beſſer, du richteſt ein Abendeſſen für ihn, denn er wird hungrig ſein und du magſt wohl die Gaſtfreundſchaft nicht verletzen.“

Da zuckte ein heiliger Schmerz über das trauervolle Geſicht der Serbenmutter.

„Du Schlaue, Brot und Salz muß ich ihm freilich bieten.“

„Getroſt, hoffentlich noch mehr,“ lachte Danitza.

„Aber du biſt eine Schamloſe. Was wird ſich der Herr von dir denken, gemeines Mädchen? Was ſagt man? Mirko, was ſagſt du? Zorka und du? Und Sie, Herr Aſſiſtent?“

Mirko pfiff durch die Zähne.

In der Folge bemühte ſich Egon, ſeine eigentümliche Lage zu erklären, ſeinen Stand als Be-

amter zu betonen, wobei er ſich jedesmal ſtolz und ſchlank aufrichtete. Die alte Serbin maß ihn recht ingrimmig und fragte ihn über dieſen Punkt ſehr eindringlich aus. Schon ſeine Jugend und Zivilkleidung machten ſie mißtrauiſch, denn ſie konnte ſich einen Beamten nur eben als Diener des Staates in einer Uniform und mit dem Degen an der Seite vorſtellen, wie den Herrn Poſtaſſiſtenten, eine Privatbahn und deren Leute fand ſie von vornherein verdächtig. Gab es denn ſo etwas? Danitza mochte ihr noch ſo eifrig zureden, aber auf dem Bahnhofe war immer ein Stationsvorſtand mit roter Kappe und zwei Roſetten auf dem Kragen zu ſehen, alſo doch in Uniform. Egon ſagte, im Verwaltungsdienſte, welchem er anzugehören die Ehre habe, ſei es nicht üblich, die Uniform zu tragen. Sie ſchüttelte den Kopf und glaubte nichts. Dann ſprach Egon von ſeinem ſeligen Vater, welcher als Vorſtandsadjunkt beinahe an die Spitze eines Dienſtzweiges getreten wäre und manches anerkennende Dekret beſaß, das ſie zu Hauſe unter Glas und Rahmen verwahrten. Und er ſprach von ſeiner Mama, die aus vornehmer Familie ſtammte, deren letzter männlicher Sproß jüngſt das Zeitliche geſegnet, wonach es in Erbſchaftsangelegen-

heiten manche Tagfahrt zu beſuchen galt. Die alte Serbin ſchüttelte den Kopf: wo es Bargeld gibt, braucht man kein Gericht. Aber was ſei er eigentlich, wie heiße er, was bedeute das: de Alamor, was habe er für einen Titel und Gehalt und Penſionsanſpruch und Ausſichten? Egon fühlte in dieſem Augenblicke die ganze Schwierigkeit, wie ein Menſchenkind ſich ſelbſt erklären und rechtfertigen ſoll. Was heißt das: Egon? Was heißt das: ich bin? Was heißt de Alamor? Und Diurniſt? Und ſein Monatsgehalt? Wie konnte man von einem ſolchen Bezuge ſprechen? Er gebrauchte in dieſer Qual, wie ein Fiſch auf dem Trockenen den Mund weit öffnend, mancherlei ausgeholte Redensarten, um ſeine alles in allem höchſt vorläufige Stellung und Perſönlichkeit zu erläutern. Er habe noch zwei Fachprüfungen vor ſich, genieße aber ſchon zurzeit alle Rechte eines wirklichen Beamten, ſo dürfe er zum Beiſpiel in der zweiten Klaſſe fahren, und was dergleichen Auszeichnungen mehr waren. Während dieſes Examens, das der Jüngling nur mit einigem Stammeln und unter fortgeſetzten Beteuerungen ſeiner Zukunft, Berufungen auf ſeine Mama und ſeinen gottſeligen Papa und die eigene unbefleckte Ehre, auch eingeſchüchtert von Mir-

kos ſpöttiſchem Vorſichhinpfeifen und des Poſtaſſiſtenten fragenden Blicken keineswegs genügend beſtand, hatten die beiden Mädchen im Hauſe das Eſſen zugerichtet und deckten endlich den Tiſch, ſo daß ein doppelt erſehntes Nachtmahl die mißliche Unterſuchung erfreulich zu unterbrechen verhieß. Die Alte lud endlich mit hoheitsvoller Gelaſſenheit auch Egon ein, Platz zu nehmen. Die reichlichen Speiſen, das kühle Bier, die ſchöne Abendluft, deren letzter roter Glanz über dem Garten lag, in welchem ein paar zutrauliche Vogelſtimmen gleichſam ſchüchterne Verabredungen für die Sternennacht trafen, machten das Beiſammenſein verſöhnlicher, wenigſtens die jungen Leute vertrugen ſich heiter, nur die Alte nährte ſtill ihren Groll mit dem Imbiß und warf zuweilen einen prüfenden Blick auf Egon, dem der Jüngling auswich, weil ſie ihm das Eſſen mit ihrem bitterböſen Anſchauen vergiftete. Nachher zog ein ſchöner bleicher Vollmond auf, und Zorka ergriff den Arm des Poſtaſſiſtenten, während Danitza ihrem Verlobten einen leiſen Wink gab und ebenfalls aufſtand. Der junge Mann verbeugte ſich ehrerbietig vor der ſtrengen künftigen Schwiegermama, küßte ihre fleiſchige Rechte und dankte ergebenſt für die un-

vergeßliche Gaſtfreundſchaft, konnte aber die Antwort gar nicht abwarten, denn Danitza zog ihn am Arme in den Garten fort. Mirko ſtreckte die Beine auf einen zweiten Stuhl aus und blieb bei der Alten ſitzen, die den Kopf ſchüttelte, als ob ihm ſchließlich doch eine rechte Eingebung für die unſelige Sache entfallen müßte.

Zorka und der Poſtaſſiſtent gingen, zärtlich die Arme ineinander verſchränkt, über die Gartenwege und verloren ſich in den Büſchen. Danitza und Egon wandelten in der entgegengeſetzten Richtung und getrauten ſich nicht, ein Gleiches zu tun, um der Mutter keinen Anlaß zum Einſchreiten zu geben. Sie berieten flüſternd. Die Familienbegegnung war doch recht zweifelhaft verlaufen, und der Ausgang blieb mehr als ungewiß, da die alte Serbin ſo unbeugſam daſaß. Was ſollte Egon tun, wo ſchlafen? Danitza ſuchte ihn zu tröſten, aber er blieb bekümmert, denn die Alte hatte ihn eigentlich beleidigt, er bedurfte einer Genugtuung, konnte ſie aber bei der gegebenen Sachlage nicht wohl verlangen, ſondern nur ſich ſchämen. Egon hätte ganz gut in einem Bodenkämmerchen nächtigen können, das für einen Gaſt leicht zuzurichten war. Aber dies würde die Alte wohl unter keinen Umſtänden er-

lauben. In ihrer Verlegenheit umfaßte Danitza ſchließlich, helle Tränen im Auge, doch noch ihren Liebhaber, blieb unbekümmert im vollſten Mondlicht auf dem Wege mit ihm ſtehen, beide Arme um ſeinen Hals gelegt, und näherte gerade ihre ſchmerzlich geöffneten Lippen den ſeinen, als von der Veranda her laut und bitterböſe die mütterliche Stimme ſcholl. Erſchrocken ließen die beiden gleich die Arme ſinken und kehrten beſchämt zurück. Die Mutter ſagte ſtrenge, ſie habe dem Fremdling ihre Gaſtfreundſchaft nicht verwehrt, aber der gute Ruf ihres Hauſes und der Töchter verbiete, daß er zu ſo ſpäter Stunde hier verweile. Der Herr möchte ſich alſo in Gottesnamen empfehlen und anderswo Quartier ſuchen. Auch der Poſtaſſiſtent ſchlafe im Wirtshauſe, wo ſich wohl noch ein Lager würde finden laſſen. Damit rief ſie auch Zorka und deren Bräutigam herbei und erlaubte Danitza, Egon wenigſtens nach dem Dorfe zu begleiten, wenn Mirko, der Bruder, zur Aufſicht mitginge. Brummend erklärte ſich dieſer bereit, und nach einer verlegenen Begrüßung machte ſich die junge Geſellſchaft auf den Weg, während die Serbin, die bunte Mütze auf dem Haupte, bei dem einſamen flackernden Windlicht in arges Grübeln verſunken ſitzen blieb.

Betrübt hängte ſich Danitza in Egon ein, dem der photographiſche Apparat drückend, unbenutzt und an die Vergeblichkeit aller menſchlichen Pläne und Vorausſicht mahnend, an der Seite baumelte. Das Mädchen entſchuldigte ſich zärtlich, ſolches Mißgeſchick verſchuldet zu haben, Egon tröſtete ſie bekümmert. Hinter den beiden Pärchen murrte Mirko wie ein ſtrenger Schäferhund. Zorka ſchäkerte und lachte mit ihrem Poſtaſſiſtenten ohne Arg zum Neide der unglücklichen Schweſter, die ſtill neben Egon einherging, ratlos, was nun zu beginnen ſei. Plötzlich lächelte Egon ſelig: er hatte einen Einfall. Er wollte ſeiner Mama telegraphieren. Die würde alles in der ſchönſten Weiſe ebnen und taktvoll ordnen. Welche herrliche Frau war ſie, vornehm klug, gütig, o, Danitza müſſe ſie kennen und lieben lernen! Das war das Richtige! Und eilig nahm er Abſchied, um ſpornſtreichs auf die Bahnſtation zu rennen und dort das Telegramm aufzugeben, womit ſeine Mutter zur Schlichtung alles Streites entboten werden ſollte. Nachdem er dies beſorgt, wandelte er beruhigt und getröſtet, eine ſpäte Zigarette genießend, ins Dorf und fand im Gaſthof noch ein Quartier.

Am anderen Morgen ſtand Danitza vor ſei-

nem Fenſter und rief ihn durch das verabredete Pfeifen einer beliebten Operettenmelodie herab. Egon trat denn auch in aller Zierlichkeit binnen Kürze hervor, nach gutem Schlaf wieder heiter und zuverſichtlich. Danitza dagegen berichtete eingeſchüchtert, wie ſie geſtern, mit Zorka und ihrem Bruder ſpät abends heimgekehrt, die Mutter nicht mehr wach angetroffen habe. Heute beim Frühſtück hätte dieſe ein unglückverheißendes Geſicht von verſchloſſenem Ingrimm gezeigt und kein Wort geſprochen. Aber die Böſe möge ſich hüten, denn ſie, Danitza, ſei gar wohl imſtande, ihr auf und davon zu gehen, nach Wien zurückzukehren, ihre Habſeligkeiten zuſammenzupacken, ſich irgendwo einzumieten und auf eigene Fauſt nach ihrem Wohlgefallen zu leben. Egon beruhigte die aufgeregte Braut. Nun war es an ihm, ſich als Mann und überlegen zu erweiſen, die Geliebte vor unklugen Schritten zu bewahren, um ihren Ruf beſorgt, alle peinlichen Übereilungen zu vermeiden. Seine Mama würde ja mit dem nächſten Zuge in ihre Arme eilen und dann müſſe ſich alles zum Beſten fügen. Danitza fragte errötend, ob ſeine Mama denn von ihr und dem Verlöbnis wiſſe. Egon lächelte, halb verlegen, halb eitel und antwortete, vor einer

ſolchen Frau habe er kein Geheimnis. Schließlich erwartete das junge Mädchen die Friedensſtifterin hier vor dem Gaſthofe, während er zur Bahn eilte, um die Mutter abzuholen. Die entſtieg prompt dem Zuge, in hocheleganteſter ſchwarzer Seidenkleidung, einen weitläufigen Krepphut mit Schleier, Jettperlen und dergleichen auf dem wohlfriſierten Kopfe, mit geröteten Wangen, blitzenden Augen und ſich in einer Weiſe darſtellend, welche ſowohl ihre ernſte Frauenseinſamkeit, als die Würde ihres geſellſchaftlichen Standes und eine dauernde Anmut zur Geltung brachte, ein umfängliches, klirrendes Réticule nebſt einem Sonnenſchirm in der Hand. Sie umarmte Egon voll Rührung und berichtete, wie ſie beim Empfange des unerwarteten Telegrammes auf den Tod erſchrocken, ſich doch gleich, da es dem geliebten Sohn zu helfen galt, gefaßt habe, um hierher zu eilen. Durch Egon von allen Vorfällen unterrichtet, zeigte ſie ſich entſetzt über ſo viel Unbildung und Roheit. Nicht ohne bedenkliches Kopfſchütteln und ſcharf betonte Frage gab ſie Egon zu verſtehen, ob er denn in der Tat und nach allen Richtungen erwogen habe, in welches Bett er ſich legen wolle, denn auf ſolchen Neſſeln einer ſchwiegermütterlichen Ungüte ſei

ſchwer zu ſchlafen, und es möchte ihn am Ende ſeiner Haut gereuen. Ob denn die alte Serbin wirklich auch reich ſei. Egon, durch ihre Anweſenheit allein ſchon beruhigt und von aller Sorge befreit, überſprudelte von Schilderungen und Beweiſen des ſicheren Vermögens und Glükkes. Da er verliebt war, ſah er nicht nur die Reize des angebeteten Mädchens, ſondern auch ihre Lebensumſtände höchſt anſehnlich, ſozuſagen feuervergoldet. Jeder Zweifel verwandelte ſich unter ſeinen Blicken in die koſtbarſte Gewißheit, zeugte doch die Strenge und Grauſamkeit der Alten von dem unfehlbar mächtigen Schatze, auf welchem ſie als ein hütender Drache ſaß. Wohl oder übel mußte ihm denn auch die Dame de Alamor glauben, welche mit Tränen der Rührung und Zärtlichkeit der angſtvoll wartenden Danitza entgegenkam, ſie in ihre Arme ſchloß, auf beide Wangen küßte, dann einen Augenblick prüfend vor ſich hielt, indem ſie die Hände auf die Schultern des jungen Mädchens legte und Egon mit mütterlichem Stolze zunickte: „Mein Sohn hat keinen ſchlechten Geſchmack, das darf ich ſchon ſagen.“ Danitza lächelte unter Tränen vergnügt und wieder aufgerichtet und alle drei gingen zuverſichtlich dem Orte des Schreckens zu.

Taktvoll rechtfertigte Mama de Alamor das Benehmen der Serbenmutter mit der notwendigen Vorsicht und Sorgfalt, die über jedem Schritte eines heiratsfähigen und so hübschen Fräuleins wachen müsse; sei doch leider ein unerfahrenes Geschöpf inmitten der Großstadt der lauernden Lüsternheit, Genußsucht und verantwortungslosen Mitgiftjägerei der Männerwelt bösen Gefahren ausgesetzt. Anderseits sei freilich ihr Egon wieder eines besseren Vertrauens würdig und bei einiger Menschenkenntnis könnte man wohl von seinem lieben Gesichte ablesen, daß er nicht fähig sei, ein Mädchen zu kränken. Darüber wolle sie denn die Dame Bozdarevich genügend aufklären.

Unter diesen Gesprächen waren sie ans Ziel gekommen, Mama de Alamor betrat furchtlos den Garten durch das bekannte Gitterpförtchen, während die Kinder draußen den Ausgang der Unterredung abwarten sollten.

Die Verhandlungen wurden recht wie zwischen zwei mißtrauischen, selbstbewußten und auf ihre Stellung pochenden Mächten geführt. Die alte Serbin, überrascht und erstaunt durch das unerwartete Erscheinen eines solchen neuen Feindes, sah sich gegenüber dem schmeichelnd freundlichen, aber bestimmten Auftreten der Vorstands-

adjunktenswitwe immerhin zu einer gewiſſen Höflichkeit genötigt, die ſie aber mürriſch und wortkarg auf das Nötigſte beſchränkte. Schwerfällig wahrte ſie in ihrem Hauſe und Machtkreiſe eine verbiſſen zuwartende Haltung, während die andere, zum Angriff mit ihren diplomatiſchen Finten gezwungen, durch ihr Weſen ſelbſt alles Mißtrauen zu entkräften ſuchte, das ihrem Sohne angetan worden.

So maßen die beiden Weiber eine Stunde lang ihre Kräfte, ſcheinbar gelaſſen, in Wahrheit mit Haß und Verachtung geladen. Die Serbin verabſcheute dieſe angebliche Dame von Welt, deren Vorzüge ſie nicht glaubte und hinter deren elegantem Auftreten ſie allen Schwindel einer ſtandesmäßigen Lüge witterte. Hinwiederum konnte die Vorſtandsadjunktenswitwe das üppig daſitzende, grob aufprotzende Weib auch nicht anders, als mit Verachtung anſchauen, denn was bedeutet Geld ohne Geſittung, Vermögen ohne feineres Benehmen und noch dazu, wenn es ſich nicht offen auf den Tiſch zählt und nach Rechtstiteln, Rentenpapieren und barer Münze dartut!

Die Serbin ſprach wenig, erſtens, weil ſie der Rede nicht eben mächtig, zweitens aber, weil ſie ja aufgeſucht worden war, um gebeten zu wer-

den; die de Alamor aber redete viel und mit Geläufigkeit, weil ſie ein gewandtes Mundſtück hatte und infolge ihrer ſchwierigen Poſition auf eilige und täuſchende Beweisgründe bedacht ſein mußte. So ſchwirrten dieſe wie behende Reiterſchwärme um die unbewegliche Hauptmacht des Gegners.

Welch ein Sohn war ihr Egon, wie ſchön, wohlgeraten und tugendhaft, welch einer Familie gehörte er an und wie ehrte er die Ehre dieſer Abſtammung! Sie gab einen kurzen Abriß der Geſchichte ihres eigenen und des Lebens ihres ſeligen Gemahls, ſie wiederholte, doch ohne die ſonſtigen Mollakkorde, jenes erhebende Lied, das angeblich an ihrer Wiege ſchon erklungen, verſtärkt durch einen bedeutenden Abgeſang von dem Anſehen ihres Gemahls, der, von ſeiner Verwaltung mit den ſchwierigſten Geſchäften betraut, einer ehrenvollen Laufbahn allzufrüh durch den Tod entriſſen worden. Wie ſtünden aber trotzdem ſie und ihre Kinder da! Wer könnte ihnen auch nur, was ſchwarz unter einen Fingernagel gehe, Übles nachſagen! Freilich, Beamten ſeien keine Schweinezüchter, die Gold erhandelten, bemerkte ſie ſpitz, was aber die Serbin gar nicht zu verſtehen ſchien, doch ſeien es Männer von

Ehre, die den Reichtum eines guten Namens und die Vorzüge der Bildung ſammelten. Man möge daraufhin nur ihren Egon betrachten, welche Gaben er beſitze und gleichſam verſchwende wie ein reicher Erbe, nur mit dem Unterſchiede, daß er hierin nie und nimmer verarmen könne. Er male und zeichne wie ein Meiſter, ſo daß er ſich nur dieſem Talent hinzugeben brauchte, um Geld und Glück zu gewinnen. Aber der lockere Beruf eines Künſtlers ſei ihm mit ſeinem ererbten Pflichtgefühl und ſtrengen Gewiſſen unvereinbar erſchienen, weshalb er lieber in die Fußtapfen des Vaters getreten ſei. Er ſehe eine glänzende Laufbahn vor ſich. „Als Diurniſt?“ fragte die Serbin und blinzelte verdächtig. — „Aber meine Beſte, was bedeutet das für ſeine zwanzig Jahre? Man kann ihn doch nicht gleich zum Direktor machen, er muß ſich eben in ſeinem Berufe ausbilden, verſchiedene Amtszweige kennen lernen, bevor man ihm eine leitende Stellung verleiht.“ Jeder Menſch wiſſe doch, daß in der Beamtenwelt alles eine Frage der Zeit ſei. Binnen Kürze werde Egon ſeine zwei Fachprüfungen hinter ſich und den glatten Weg der ſchönſten Karriere geebnet ſehen. „Aber Prüfungen muß man beſtehen, und wenn man nicht beſteht? . . .“

Gewiß, es gebe Unglücksfälle und gerade bei den Begabteſten. Aber ſelbſt in ſolcher Lage ſchätze doch jeder Erfahrene genau ein, was es bedeute, als Sohn eines erprobten Beamten demſelben Bureau anzugehören, wie der Vater, und was die wirkſame Protektion vermöge. Wie glänzende Perlen an einer Schnur zählte Frau de Alamor nun die Namen derer auf, die im Reiche der Würden etwas galten, und die ſowohl den verewigten Gemahl, als ſie, deſſen Witwe, und Egon, deſſen Erſtgeborenen, liebten, ſchätzten und zu fördern bereit waren. Vor den Ohren der Serbin erklangen alle guten Namensheiligen des Amtskalenders von den oberſten Rangklaſſen, unter Anrufung ſämtlicher Orden und Titel, ob ſie nun wahr oder mit der geiſtesgegenwärtigen Ehrung des Augenblicks verliehen waren. Ihr Sohn brauchte in der Tat nicht um irgendwen zu betteln. Er würde Mütter und Väter genug finden, die ihm mit Vergnügen ihre Töchter und unter allen gewünſchten Bedingungen überließen. Hatte man ſich ihr doch bereits — ſie geſtehe es im Vertrauen — mit mancherlei verlockenden Anerbietungen genähert, welche ſie indes immer mit Entrüſtung zurückgewieſen, denn ein de Alamor verkaufe ſich nicht, und ſie ſei die letzte, die

Freiheit ihres teuren Kindes in ſeiner Liebeswahl einzuſchränken. „Iſt er ein Narr und will er ſich wegen einer Leidenſchaft aufopfern, ſo kann ich ihn als Mutter zwar bedauern, aber nicht hindern, des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.“ — „Meine Danitza iſt auch wer, ſie braucht kein Opfer, eher iſt ſie ein Opfer, fürchte ich,“ ſchoß die Serbin zurück. Die andere wieder begann Schalmeien anzuſtimmen, daß ja die Vorzüge der jungen Angebeteten alle Tollheit ihres Sohnes begreiflich machten, aber doch deſſen eigene Tugenden keineswegs verfinſtern dürften.

So wogte des Kampfgeſpräch unentſchieden auf und nieder, ſprang bei dem angeborenen Mangel des Weiberdenkens an Folgerichtigkeit vom Hundertſten ins Tauſendſte, wurde perſönlich gehäſſig und wieder perſönlich mild, klaubte hier ein Wort heraus, das es abſichtlich mißverſtand und ſchlimm auslegte, um dort eine Bemerkung fallen zu laſſen, die wieder als Stein aufgegriffen und zurückgeſchleudert wurde. Jedes der beiden alten Frauenzimmer rang mit ſeinen angeborenen Kräften der Tücke, Feigheit, Angſt und insgeheim mit dem leiſen Vergnügen der Kuppelei, rang mit einem ebenbürtigen, gleich dummen und ſchlauen Gegner, fühlte ſich in allen Schlupfwinkeln auf-

geſtört, beobachtet, angegriffen und wehrte ſich mit Worten und Blicken ſeiner Haut, erfuhr in dieſer Stunde ſo viel Bewegung und Gefahr, wie ſonſt in Jahren nicht, empfand bei allem Verdruß ein gewiſſes Wohlgefühl, einen Taumel von Kampfluſt und war ſchließlich durch und durch zerwalkt und ermüdet bis zum Überdruß. So ſaßen endlich die beiden, hochrot, außer Atem einander gegenüber, nachdem ihnen alle Worte ausgegangen waren, die Serbenmutter mit der Haube, aus welcher das graue Haar zerzauſt hervordrohte, mit böſen Augen und geballten Fäuſten, deren ſtolze Fingerringe grimmig leuchteten, die Dame Alamor in ihrem Hute, der nach dem vielen Schütteln, Zurückwerfen und vornehmen Neigen des Kopfes ſchief ſaß und ihrem Geſichte etwas Trunkenes gab, wie auch ihre Reden ſie ſelbſt berauſcht hatten. Ermüdet entnahm ſie ihrem Rétícule ein parfümiertes Taſchentuch, einen kleinen Ebenholzfächer, ein Fläſchchen mit Riechſalz und ein ſilbernes Taſchenſpiegelchen, in welchem ſie ſorgfältig Augen, Mund und Stirnfalten beſah, während ſie mit dem Tüchlein die Spuren des reichlich gebrauchten Puders zurechtwiſchte. Dann fächelte ſie ſich, denn von oben brannte die Juliſonne und vermehrte die Hitze der denkwürdigen

Handlung beträchtlich. Zuletzt öffnete ſie mit ihren langen Fingern, die in ſchimmernde, zugeſpitzte Nägel endeten, die Kapſel des Flakons und ſtärkte ſich an dem Geruch des engliſchen Salzes. Bei dieſem Tun glich ſie einer Katze, welche ſich ſäubert und nach einem zauſigen Abenteuer inſtand ſetzt. Damit hatte ſie wieder ihre Ruhe gewonnen und bot nun mit zuvorkommender Gebärde der Gegnerin das Duftfläſchchen. Dieſe wies es verächtlich zurück und holte ihrerſeits aus einer Taſche des bauſchigen Morgenrockes eine hörnene Doſe hervor, aus welcher ſie der Naſe eine kleine Priſe zuführte. Dann dauerte das Schweigen einen Augenblick fort. Aber die Mama de Alamor bekam mit der ihr eigenen größeren Lebens- und Wortgewandtheit zuerſt die Sprache wieder und damit die Oberhand. Sie vereinigte nun in ihrer Rede das draußen harrende Pärlein, ſie kopulierte ebenſo kühn wie liebevoll die beiderſeitigen Schönheiten, Tugenden und Verheißungen und bat in den rührendſten Tönen um Gnade oder vielmehr um Recht für ſo viel Jugend und Zärtlichkeit. Wer könne ſo grauſam nein ſagen, wo die Natur ſelbſt ſo gütig ja geſagt. Dabei traten ihr Tränen ins Auge, und als ſie in ſolchem Trauerſchmuck triumphierend die Serbin anſah, konnte ſich dieſe

natürlich auch hierin nichts nachſagen laſſen und heulte auf, faßte ſich aber ſchnell, und es wurde ein Friede auf der Grundlage des Status quo abgeſchloſſen, das heißt, das gegenwärtige Verhältnis wurde ſtillſchweigend bis auf jederzeit zuläſſigen Widerruf anerkannt, ohne als ausdrückliche Verlobung gelten zu dürfen, welche erſt dann die mütterliche Zuſtimmung gewärtigen möge, wenn der Herr Egon als definitiver, vollberechtigter Beamter ſich ausweiſe.

Mehr konnte ja Mama de Alamor nicht verlangen, begab ſich, über den Erfolg ihres Dazwiſchentretens hocherfreut, vor den Garten und rief das Paar herbei. Danitza ſtürzte in die Arme der Serbenmutter, welche mit ihrer groben Zärtlichkeit belferte: „Du Schamloſe du, ſoll man dich in Ketten legen, wie eine Läufige!“ Egon verbeugte ſich vor der Alten und erwiſchte ihre Rechte, der er einen Handkuß überhauchte. „Nun ja, ſchon gut. Werden ja ſehen, ob Sie ein Lump ſind oder Beamter.“ Mama de Alamor ſtreichelte tröſtend die Schultern ihres Egon und ſchließlich tauſchten er und Danitza einen langen Blick.

III

Im Herbſt erbittet und erhält Egon de Alamor neuerliche weitgehende Vergünſtigungen, um ſeinen Studien für die bevorſtehenden Prüfungen in Ruhe obliegen zu können. Vormittags bekommt er keine Arbeit, nachmittags braucht er dafür auch gar nicht mehr ins Amt zurückzukehren. Er trägt eine ernſte Miene zur Schau, den Gönnern und Gläubigern gegenüber zugleich demütig und verheißungsvoll. Nächſtens muß er ja ſeine beiden Prüfungen glanzvoll beſtehen, dadurch den reichlicheren Gehalt des definitiven Beamten und die erſehnte gute Partie erreichen. Allerdings ſteckt er nach wie vor tief in ſeinen ſtändigen Geldſorgen und Verlegenheiten, aber er vermeidet es, ſeine ohnehin geduldigen, das heißt beinahe ſchon verzichtenden Hauptgläubiger anzugehen, ſondern hält ſich an die jüngeren Leute und ſchickt ihnen von Hand zu Hand verſtohlen kleine Zettelchen, auf denen beſcheidene Beträge von einer bis fünf Kronen aufgemalt ſind. Er bekommt manche dieſer Schuldſcheine ohne bare Münze zurück, auf anderen iſt die Summe bedeutend gekürzt. Dieſe Anleihen ſind nicht der Rede wert und gelten als unvermeidliche Beſteuerung. Zuweilen findet er ſich

freilich bei einem ſeiner vielen Vertrauten ein, beginnt zu weinen und hochatmend ein neues Unglück zu berichten, das ihn an den Abgrund des Verderbens gedrängt, von welchem ihn nur ein Darlehen von mindeſtens fünfzig Kronen zurückreißen könnte. Aber wenn er daraufhin eine oder zwei Kronen erhält, iſt ers auch zufrieden, verläßt hocherhobenen Hauptes mit dem ſchön gebügelten Zylinder das Amt und wird dann abends in einem Theater bei irgend einer beliebten Operette oder in einem andern Vergnügungslokal an der Seite ſeiner hübſchen Braut geſehen. Tags darauf gibt er dem Bureau im angeregteſten Nachgenuß der Kunſt eine Erzählung zum beſten, wie das Tanzduett von der Soubrette und dem gefeierten Komiker geſungen, geſpielt und bewegt worden ſei. Dabei zeigt ſein Antlitz eine von der niedrigen Muſik verſüßte Einfalt, aber ſeine ſchlanken Beine und Hüften und Arme gebärden ſich geſchickt, alle gehörten Witze der berechnenden Theaterſinnlichkeit nachzuahmen und zu vergegenwärtigen. Gelehrig erbat er ſich von manchen Herren Ratſchläge, wie er einen Nebenerwerb ausfindig machen könnte und beteuerte den beſten Willen, ſich aus ſeinem Ungemach herauszuarbeiten. Dabei legte er die Hand aufs Herz und ſah ſein Gegenüber

gerührt an. Er berichtete nicht ohne Vergnügen im Verdruß, wie er ſoeben auf eine Zeitungsanzeige hin, die reichlichen Nebenverdienſtnachweis gegen Einſendung eines einmaligen Speſenbeitrages verheißen, etliche Kronen nach Deutſchland geſchickt und daraufhin eine freche Broſchüre erhalten habe, welche die wertloſeſten Ratſchläge für unmögliche Unternehmungen unter höhnenden Mahnungen vor Schwindel und Übervorteilung zum beſten gegeben. Einer ſeiner Gläubiger, der mit vielen ſchriftlichen Arbeiten zu tun hatte, riet ihm, auf der Schreibmaſchine klimpern zu lernen und ſich eine etwa gegen Ratenzahlungen zu beſchaffen. Egon ſagte begeiſterten Dank für dieſen nützlichen Wink und ſah ſchon ein blühendes Feld leichter Arbeit, des Gelingens und einer Rente vor ſich. Am nächſten Tage bereits weiß er ſtrahlend zu melden, wie er ganz umſonſt in den Beſitz einer Schreibmaſchine gelangt, welche daher den Namen „Ideal" in jeder Hinſicht verdiene. Er gibt dieſe Geſchichte zum beſten: In der Schule habe er mit einem jungen Israeliten, ſeinem Banknachbar, einen freundſchaftlichen häuslichen Verkehr gepflogen, dem nur ſeine fernere Laufbahn ein Ende geſetzt. Geſtern ſei ihm eingefallen, daß der Vater dieſes Kollegen ein Schreibmaſchinen-

geſchäft betreibe. Gleich am Nachmittage habe er den Laden des werten Juden aufgeſucht und ſich ganz erſtaunt in einem großen, hochmodernen Geſchäfte gefunden. Auf die Frage nach dem jungen, ſei der alte Weiß erſchienen mit der Auskunft, ſein Sohn diene augenblicklich beim Militär und mit der Gegenfrage, was der Herr eigentlich wünſche. Egon erwiderte, ob man ihn denn garnicht wiedererkenne. Nach kurzer eindringlicher Betrachtung habe Samu Weiß freudig ausgerufen: „Egon de Alamor beim allmächtigen Gott! Und was für ein netter junger Mann ſind Sie geworden!“ Weitläufig und unter ſorgfältiger Nachahmung des Jargons, deſſen ſich der Gönner bedient, gab Egon den Gang des Geſpräches wieder. Auf ſeinen beſcheiden vorgebrachten Wunſch nach möglichſt günſtiger Erwerbung einer Schreibmaſchine habe der Geſchäftsinhaber geſagt: „Mein Sohn, ich weiß, du biſt ein anſtändiger Menſch und ein braves Kind aus gutem Hauſe“ — es war nun einmal ſeine Art, wenn er vertraulich wurde, auch einen Erwachſenen zu duzen, wie in der vergangenen Zeit — „was ſoll ich mit dir Geſchäfte machen, wenn du Geld hätteſt, kämſt du nicht zu mir um eine Maſchine! Der alte Weiß braucht kein Geld von dem Sohn einer armen Witwe.

Ich hab' ja deinen ſeligen Vater gekannt, welch ein Ehrenmann! Du ſollſt eine Maſchine bekommen. Ein Lump hat mir eine abgekauft, ohne ſie zu bezahlen und ſie gleich verſetzt, ſo daß ich ſie noch von der Pfandleihanſtalt habe auslöſen müſſen. Sie iſt wie neu, du ſollſt ſie haben. Du kannſt hier gleich auch ſchreiben lernen, geſchickt biſt du ja und wirſt bald die Kunſt heraus haben. Ich freu' mich, daß du den alten Weiß und meinen Sohn nicht vergeſſen haſt. Geht es dir einmal gut, ſo zahlſt du mir die Maſchine, wenn du willſt. Es iſt mir ein Vergnügen, und du ſollſt deiner Frau Mama das Leben erleichtern. In mein Geſchäft kommen Leute genug, die Schreibereien vergeben wollen, ſo kann ich dir immer auch Arbeit verſchaffen. Ein junger Mann braucht ja dies und jenes. Das verdient man ſich dann ſo im Klimpern." Und ſo erhielt Egon das „Ideal" wirklich auf ſeine ſchönen Augen hin, bewarb ſich auch im Bureau um Beſtellungen und verhieß die ſchönſten Kopien. Der ihm den guten Rat erteilt hatte, vertraute ihm ein Manuſkript an, mußte aber ſehr lange auf die Abſchrift warten, die endlich recht ſchleuderhaft und ungeſchickt und als willkommene Abzahlung ſeiner Schuld an dieſen Gläubiger von Egon abgeliefert wurde. Weiteren Aufträgen von

dieſer Seite wußte er ſich zu entziehen. Über ſeinem Nebenerwerb waltete aber ein gewiſſer Unſtern. Nach etlichen Wochen des eroberten „Ideals" ſchrieb er nämlich bereits ſo gewandt, wie er erzählte, daß er bei der Arbeit eine Zigarette genießen konnte. Dieſe legte er einmal ſo ungeſchickt beiſeite, daß ſie das Werk in Brand ſetzte, wobei edle Teile verletzt und Herr Samu Weiß mit einer anſehnlichen Reparatur beglückt wurde, welche er nicht ohne gerunzelte Stirne und ärgerliche Mahnungen übernahm, eine Schreibmaſchine ſei kein Kinderſpiel. Nach weiteren Wochen zeigte ſich Egon empört, man wolle ihn nun auch dieſer Möglichkeit des Verdienens berauben, aber er werde ſich das nicht gefallen laſſen. Der Zimmerherr ſeiner Mama habe ſich nämlich über das Geklimper beſchwert und mit der Kündigung gedroht, wenn es nicht aufhöre. Egon verſicherte indes, er wolle ſich der Tyrannei dieſes Herrn nicht fügen. Auf ſpätere Fragen, wie der Streit ausgegangen ſei, nickte er gedankenvoll lächelnd: „Ach, wenn Sie wüßten, man kann ja nicht alles erzählen. Es gibt wunderliche Dinge auf der Welt." Man drang nicht weiter in ihn, denn wenn die Sache ſo weit war, würde er ſie ſchon ausläuten. In der Tat kam er eines Tages beſtürzt ins Bureau, die Augen rol-

lend, die Wangen glühend, den Mund weit offen. Er nahm den Weltmann, den eleganten Konzipiſten beiſeite und fragte ihn flüſternd um die bei Zweikämpfen üblichen Sitten und Gebräuche, und ob ihm der Herr Doktor gegebenenfalls beizuſtehen die Güte haben wolle. Der Konzipiſt machte ihm allerhand Werke namhaft, aus denen er die nötigen theoretiſchen Kenntniſſe von Ehrenhändeln und ihrer ritterlichen Schlichtung ſich aneignen könne: Das Duell, Der Ehrenkoder, Der Mann von Ehre, Leitfaden der Waffenhändel, oder wie dieſe anſehnlichen und gefährlichen Bücher hießen, aus welchen man ſich zum perfekten Zweikämpfer heranleſen kann.

Glücklicherweiſe ſchien am nächſten Tag die Sache ſchon wieder vollkommen beigelegt, Egon leuchtete von Genugtuung, offenbar hatte ſich das Unwetter verzogen, und er ſtand als tapferer Mann ohne Probe da.

Das war nämlich ſo zugegangen:

Die de Alamors hatten ſtets, wie ſich ja auch bisher ſchon gezeigt, Glück in ihrem Unglück, planvolle Vorbereitungen brachten zur rechten Zeit immer neue Hoffnungen empor und ſchoben die Schwierigkeiten hinaus. Da ſie den rechten Weg nicht gehen mochten, wußten ſie alle Auswege

für morgen und übermorgen, zogen immer einen neuen glänzenden Faden getroſt durch das graue Elendtuch und hießen dieſe Gabe: Klugheit und wohlverdiente Entſchädigung für ihre vielfach ungerecht erduldete Unbill. Namentlich die Mama de Alamor verſtand ſich auf dieſe Art von Webekunſt vortrefflich und ſaß daheim immerzu bei dieſer eiteln Spinnerei, denn das wollte ſie freilich nicht Wort haben, daß das bißchen leidige, wirkliche und mögliche Glück ſauer erworben und mit beiden Arbeitshänden gehalten und gezwungen werden muß und wahrlich eher einem abgewehrten Unheil und beſcheidenen Regendach gegen die Ungunſt der Zeit, als einem wolkenloſen und entgegenkommenden Triumphe gleichſieht. Sie wollte es vielmehr durchaus nur anerkennen als einen Haupttreffer in barer Münze, als ſchlau angeheiratete Mitgift und Rente, als krönende Erbſchaft, als Schloß mit Pferden und Lakaien und Hofſtaat, als Prunkgewand und Lohn der angeborenen Vortrefflichkeit. So hatte ſie für Egon eine reiche Heirat ausgemittelt, die nun auf dem beſten Wege war, und ein gleiches Ziel ſuchte ſie auch ihrer Tochter herbeizuwinken, welches ſich in Geſtalt eines Zimmerherrn in der Tat zu nähern ſchien. Da ſie ihr ſtattlich eingerichtetes Gemach

in der beſten Lage — fünf Minuten vom Opernhauſe — mit ſepariertem Eingange und bei einer gebildeten Familie nur an einen Miethern von Stande zu vergeben gedachte und beſcheidene Handlungsgehilfen oder fröhliche Studenten ſchnöde von ihrer Tür wies, gelang es ihr in der Tat, einen jungen Mann zu gewinnen, der allen Anforderungen entſprach. Dieſer Herr, Charles Heinlein, war elegant, hochgewachſen, pechſchwarzhaarig, Beamter in einem Miniſterium und, wie ſie bald ermittelte, Sohn vermögender Eltern, welche in einer berühmten Sommerfriſchgegend ein renommiertes Hotel führten, ſo daß er ſicherlich ein namhaftes Erbe zu gewärtigen hatte. Gern gab er ſich der Frau Alamor in ganze Penſion, da ſie ihn durch eine leichte und würzige Koſt, ſowie mit Hilfe eines geduldigen Dienſtmädchens durch eine mütterliche Fürſorge für ſeine Kleider und Wäſche recht liebenswürdig zu feſſeln wußte. Wer der Sklave ſeines eigenen Wohllebens iſt, wird ja immer auch der Sklave anderer Leute, von denen dieſes Behagen abhängt, und ſo befand er ſich bald im Netze der glückſpinnenden Witwe, indes er den Kopf für ſeine höheren Lebenszwecke freizubehalten glaubte. Denn er war einer von den Hansdämpfen der Großſtadt, die ich Sauſer nenne, weil ſie

bei allen Gelegenheiten, auf allen Plätzen, überall wo es ein Vergnügen, einen Pomp, eine feſtliche Veranſtaltung gibt, einen freiwilligen und großartigen Lärm veranſtalten, wie afrikaniſche Wettermacher und Regenzauberer. Überall anweſend, ſtehen ſie geſchäftig herum und wimmeln wie die Fliegen auf dem Käſe, als liege und ſtinke der nur für ſie. Die Sauſer ſitzen denn an ſämtlichen Auslaufröhren der ſtädtiſchen Glückſeligkeit und ſchmatzen überall den beſten erſten Schluck. Im dauerhafteſten Müßiggang erfriſchen ſie ſich anſtrengend und eignen ſich unnachſichtig als ihr Recht an, was irgend von anderen gedacht, geſchafft oder beſeſſen wird.

Alſo liebte es auch Herr Charles Heinlein als Sauſer nebenbei, wo es eben ging, von gelegentlichen Blüten zu nippen, eine Wohltat, die er den Blüten erwies. Frau de Alamor bemühte ſich keineswegs, ihre hübſche Tochter Anna vor ihm zu verſtecken, vielmehr präſentierte ſie das vielverſprechende junge Mädchen mit Vorliebe in allen von der Natur gewährten, von der Erziehung verſtärkten Reizen. So bewegte ſich die Kleine in der zierlichſten Hauskleidung als tüchtige Wirtſchafterin vor dem Zimmerherrn, oder ſaß wieder, mit einem ſpitzenbeſetzten Schmuckſchürzchen angetan,

träumeriſch vor dem Pianino und ſpielte Klavier. Wie unverſtändig müßte der Mieter geweſen ſein, wenn er ſo viel Reiz nicht wahrgenommen, geſchätzt, ſchließlich begehrt hätte. Hingegen ſchien die Mama de Alamor ſeine erwachende Aufmerkſamkeit für ihre Tochter vorerſt nicht zu bemerken, ſie wußte nichts von den bewundernden Worten, die er an Anna wie das Kleingeld ſeiner Gefühle austeilte, nichts von den vielſagenden Händedrücken der Begrüßung beim Kommen und Gehen, von Annas Lächeln und Lachen dazu, welches ſo erfriſcht und ſchauernd klang, als ſtiege ein Mädchen in ein recht kaltes Bad. Die Mama ſprach höchſtens unter vier Augen mit der Tochter von den Gefahren dieſes Glücksfeldzuges, deſſen kühne Operationen ſie recht wie ein moderner Feldherr aus der Entfernung leitete. Sie nahm befriedigt den Fortgang und die Steigerung des Gefechtes wahr, wie allmählich bedeutende größere und kleinere Blumenſpenden zugleich mit den Wangen des Mädchens höher erblühten, wie Herr Heinlein heute einige Freibillette, an welchen es einem Sauſer bekanntlich niemals fehlt, zu einem Variété oder Promenadenkonzert, morgen zu einer Theatervorſtellung darbot. Dann ließ ſich Mama de Alamor ſamt Tochter herbei, der Einladung zu folgen, Anna legte für den Abend

eine verlockende Jungemädchentracht mit keuſch geöffnetem Halsausſchnitt an, welcher unter den Blicken des Mieters errötete. Dieſem ſchmeichelte es, mit einer ſo hübſchen Dame öffentlich geſehen zu werden, doch vergaß er, daß dies in Gegenwart der Mutter geſchah, oder er legte dieſem Umſtande nicht die genügende Bedeutung bei. Und ſchließlich kam es ſogar zu vertraulichen Augenblicken ohne beaufſichtigenden Zeugen zwiſchen Tür und Angel, beim Kommen und Gehen, zu ſtürmiſchen Zärtlichkeiten, die kühl und hart abgewehrt, oder unzulänglich erwidert wurden, bis eines Tages Mama de Alamor mitten in eine ſolche Szene trat, zu rechter Zeit, wie der alte Theatergott, fähig zu ſegnen oder zu fluchen, auf jeden Fall unangenehm zu werden. Herr Heinlein, der Sauſer hatte derart ſeinen Hieb bekommen und war an dieſe Wand gedrückt. Anna entlief aufſchluchzend, die Mutter ſtand mit einer Miene, die Rechtfertigung und Werbung gebot, ſtumm vor ihm, er ſtammelte etwas Undeutliches und hatte gerade noch Kraft genug, das Weite zu ſuchen. Dies war der Augenblick, wo Egon, von der Mutter eingeweiht, mit den Waffen in der Hand für die ſchweſterliche Ehre einzutreten fürchten mußte. Aber auch das ſtellte nur einen etwaigen ſtrategiſchen

Sukkurs dar, denn Herr Heinlein mußte wiederkommen. Auch ein Sauſer hat nämlich etwas, was man nachſichtig ein Herz nennt, weil es in der Bruſt ſitzt und zur Unzeit ſchlägt und etwas Törichtes will; gerade was ſich ihm hier zugleich geboten und entzogen, hatte Gedanken und Gefühle erweckt, vor denen er ſich ſo lange gehütet, daß ſie ihn jetzt völlig überwanden wie eine unſägliche Frühlingsohnmacht. Mit ſeinen Sauſerredensarten nannte er das: die reine Liebe eines jungfräulichen Mädchens oder dergleichen. Er ſah das ſtille Glück eines häuslichen Friedens vor ſich, er kämpfte mit allen ſeinen ſonſtigen Neigungen, Wünſchen und Gewohnheiten und führte gegen ſein Gefühl ſeinen angeblichen Verſtand ins Treffen. Das Gefühl war indes eine Begierde und darum recht ſtark, der Verſtand aber war ja gar keiner und warf darum ſchleunig ſeine Flinte ins Korn. Der Sauſer kam ſich allmählich als Ehrenmann und ſittlich herausgefordert vor, und es ſchien ihm endlich das Beſte, an der Wand ſitzen zu bleiben. Als er daher am Abend recht kleinmütig in ſein dunkles Zimmer zurückkehrte und Anna in ſeinem Lehnſtuhl zuſammengekauert ſchluchzen ſah, war es mit all ſeiner kalten weltmänniſchen Berechnung aus, er tröſtete ſie leiſe, die dieſe Schmach nie ver-

winden zu können erklärte, und als ſie einen ſchüchternen Annäherungsverſuch empört von ſich ſtieß, ſeufzte er und fragte ſie, ob ſie ihn denn gar nicht möchte. So hatte die Sache ihren Fortgang, und Egon brauchte den Duellkodex nicht weiter zu ſtudieren, denn aus ſeinem Todfeinde wurde nach kurzem, letztem, ſich wehrenden Flügelſchlagen ſein zukünftiger Schwager, und in dem Gewebe von Frau Alamors Glückshandarbeit ſchimmerte ein neuer Goldfaden.

Wieder verwaltete Egon eine Hoffnung und ließ ſich zu der glänzenden Verlobung ſeiner Schweſter beglückwünſchen, wobei er ſtets gerührt der armen Mama gedachte, der nun, nachdem beide Kinder verſorgt, hoffentlich ein heiterer Lebensabend beſchieden ſein würde. Auch tat es ihm wohl, daß ſeine Schweſter ſich nicht mehr um ihr tägliches Brot zu kümmern habe, denn ſein zukünftiger Schwager werde ſie zweifelsohne auf Händen tragen, leidenſchaftlich verliebt, wie er ſei, und aus ſo reichem Hauſe. Er berichtete weiter von der ſtattlichen Ausſteuer, welche ſeine Mama ſofort in Beſtellung gegeben, ſowie von der großen Wohnung, die ſie bereits angemietet habe, und daß ſie bei den Neuvermählten als ſorgſame Beſchützerin zu bleiben gedenke. Je näher aber der Tag der

ſchweſterlichen Hochzeit heranrückte, an welchem Herr Egon de Alamor natürlich als überflüſſiger Wohnungsgenoſſe ausgeſchifft werden ſollte, deſto dringlicher wurde auch ſeine eigene Heirat, und die Mama legte ihm jetzt eifrig ans Herz, die Entſcheidung herbeizuführen, damit er doch, wenn ſeine Schweſter verſorgt und ſie ſelbſt zu ihr übergeſiedelt ſei, auch ein eigenes Heim habe und nicht als Junggeſelle um teures Geld irgendwo zur Miete hauſen müſſe, was ſich ja für einen Bräutigam auch nicht ſchicke. Die Prüfungen fielen gerade in die Zeit der heftigſten Hochzeitsrüſtungen, an denen Egon mit Herz und Kopf und aller Zeit beteiligt war. Wenn ſich die Amtsbrüder nach dem Fortgang ſeiner Studien erkundigten, warf er nach ſeiner Art ſtolz den Kopf zurück, behauptete, durchaus vorbereitet und ſchlagfertig zu ſein und gab dem Geſpräch eine andere Wendung, meiſt nach der Gemütsſeite. Acht Tage vor dem Prüfungstermin nahm er einen Vorbereitungsurlaub. Und als dieſe Zeit um war, juſt um 9 Uhr morgens, wo er am grünen Tiſche vor dem Feind beſtehen ſollte, betrat eine wankende, auf den väterlichen Stock mit der Silberkrücke ſchwer geſtützte Geſtalt mit hervorgequollenen Augen, bleichen Zügen, offenem, nach Atem ſchnappendem Munde, den Zy-

linder ſchief auf dem Haupte, das Amtszimmer, wo gleich, wie von einem Wecker herbeigerufen, alle Herren ſich verſammelten, vor denen Egon abgebrochen zu ſchluchzen und zu ſtammeln begann. Der Vorſtand fragte teilnehmend, was denn aus der Prüfung geworden ſei. Der Kandidat heulte auf, ihm ſei ein Unglück paſſiert, er werde es nicht überwinden; ſchwer erkrankt, könne er ſich kaum ſchleppen. Eben zum Examen fertig ausgerüſtet, ſei er auf der Treppe infolge Fehltrittes geſtürzt, auf die harten Stufen hingeſchlagen. Arg verletzt, habe er ſich nur mühſelig noch gerade bis hieher bewegt. Dabei weinte er unabläſſig unter reichlich ſtrömenden Tränen. Auf die Frage, wo er ſich bleſſiert, wies er den Rücken: das Kreuz ſei ihm wie zerbrochen. Zwei Menſchenkenner nickten einander zu, was ihre Meinung beſagen wollte, er ſei wohl bloß auf das Geſäß gefallen. Der gütige Vorſtand beruhigte ihn, Leben und Geſundheit gälten mehr als die Prüfungen, er möge gleich den Arzt aufſuchen, zu Hauſe ſich völlig ausheilen, und dann werde ſich das Weitere finden. Egon wankte gebrochen fort, das Amt in halb heiterer, halb mitleidiger Aufregung zurücklaſſend. Auf die Alamoriſche Geſundheit und den pünktlichen Unfall wurden Wetten geſetzt.

Ein paar Tage darauf ſandte der Vielumſtrittene ein Krankheitszeugnis ein, wonach er infolge eines Nervenchoks etliche Wochen zu ſeiner Erholung und eine Luftveränderung benötigte. Auf Grund dieſes Atteſtes erhielt er einen neuerlichen Urlaub und ließ ſich ein Freibillett nach Innsbruck ausfertigen. Zu dieſem Behuf kam er auf eine Viertelſtunde ins Amt, ſchien noch immer ſchwer zu gehen, aber bereits ohne Schmerzen und Tränen, vielmehr nach dem Sturz und Prüfungsunfall verhältnismäßig zuverſichtlich, denn einem ſeiner Vertrauten teilte er mit, es hätten ſich ihm großartige Ausſichten auf eine Staatsanſtellung eröffnet, welche er dank der Protektion eines von altersher mit ſeiner Familie befreundeten Admirals aller Wahrſcheinlichkeit nach in Innsbruck erlangen werde, denn er ſehne ſich geradezu nach dem Leben in der ſchönen Natur und in einer ſo herrlichen Provinzſtadt, und auch ſeine Braut wünſche nichts Beſſeres, ſo wolle er ſeinen Urlaub zur Bewerbung benützen. Doch gelte es, hierüber ſtrengſte Diskretion zu wahren.

Der vierwöchige Krankheitsurlaub verſtrich, und Egon trat wieder ſeinen alten Dienſt an, völlig auf den Beinen und friſch, ja mit einer wahrhaft geſättigten und munteren Miene. Die Fragen nach

der Staatsanſtellung beantwortete er ausweichend, derlei entſcheide ſich bekanntlich nicht von heute auf morgen, doch habe er die beſten Ausſichten. Aber wie ſchön war Innsbruck! Dieſe ſchroffen, blauen, ſchimmernden Berge, dieſe anmutige alte Stadt und das goldene Dachel! Und wie angenehm das Leben! Welche prachtvollen, komfortablen und dabei billigen Wohnungen! Namentlich eine habe ſeine Braut vor allem entzückt: vier Zimmer mit der Ausſicht auf den Inn, mit alten, großmächtigen Kachelöfen und einem Stall für Wagen und Pferde, der Zins geradezu lächerlich, bloß tauſendzweihundert Kronen fürs Jahr. Das Amt ſchüttelte den ſorgen- und ſpottvollen Kopf: Innsbruck, große Wohnung, Wagen und Pferde und Stall, Kachelöfen, eine Braut auf der Urlaubsreiſe! Zärtliche Begleitumſtände! Wunderliche Tatſachen! Dies war im erſten Frühjahr. Zu deſſen Ende kündigte Egon ſeine bevorſtehende Vermählung an, er und Danitza ſeien des törichten Wartens müde. Sie könnten doch ebenſogut verheiratet zu zweien dem kommenden Schickſal entgegenſehen, zumal da ſeine Schweſter auch bereits verſorgt und die Mutter zu ihr gezogen ſei. Wie er erzählte, wohnte er ſeither im Hauſe ſeiner Verlobten, alſo mußte die alte Serbin ſchließlich doch der Ehe noch vor

der definitiven Anſtellung zugeſtimmt haben. Viel Glück und ein ſchönes Wetter!

Von allen Amtsbrüdern hatte Egon Geld gegen gute Worte entliehen, allen hatte er mit Vertrauen gelohnt, aber dieſes gleichſam wohlbedacht verteilt und den Einzelnen die paſſende Ration davon zugewieſen, ſo daß jeder nur das Stück Hoffnung an Zinſes Statt erhielt, welches er benötigte, um an die Rückzahlung ſeines Darlehns und die Sicherheit des Schuldners halbwegs zu glauben. Einer aber ſaß in einem Hofkämmerchen des Amtes, der Egons volle Liebe erworben hatte, obgleich er ſich ſeinen Anleiheforderungen heiter und ſtreng verſchloß. Das war der Herr Dieter, dem wir ſchon manchmal bei ſeinem beſcheiden in ſich verſponnenen und wieder ruhevoll lauſchenden Lebenslaufe begegnet ſind, und von deſſen Beobachtungen, Erlebniſſen und Sitten wir an anderen Orten einiges erzählt haben, weiteres aber ausführlicher zu berichten uns vornehmen, wenn die Zeit und ihre Gunſt es geſtattet.

Egon de Alamor pflegte von ſeinen Linealen, farbigen Tinten und raſtrierten Papieren, nachdem er den Effekt einiger in mannigfacher Schrift hingeworfenen Zeilen liebevoll und mit zugekniffenem Auge von der Seite her betrachtet, dann ſein zwie-

belduftendes warmes Gabelfrühſtück nebſt einem Glaſe Bier eingenommen, vom Seſſel aufzuſtehen und ſich an das andere Ufer des Ganges zu begeben, wie Dieter ſagte, wo ſein wahrhafter, das heißt am Alamoriſchen Schickſal nicht mit Geld beteiligter Vertrauter in einem Kämmerchen hauste und über den Akten brütete, ohne ſeine Beobachtung und Schalkheit zu vergeſſen. Wenn Egon eintrat, pflegte Dieter ſo zu tun, als bemerke er ihn nicht, ſondern ſchrieb um ſo heftiger. Dann ſetzte ſich Alamor an das Ende des Schreibtiſches und neigte ſein Haupt zärtlich und innig dem Gönner zu, bis dieſer endlich, ohne aufzuſehen, ſagte: „Wie oft ſoll ich Ihnen denn wiederholen, daß mir der Geruch Ihres Frühſtücks und des Bieres, den Sie hier hereintragen, unangenehm iſt. Wenn Sie mir etwas mitzuteilen haben, ſeien Sie nüchtern. Was Sie verzehren, intereſſiert mich nicht.“ .

Egon lächelte: „Ach Herr Dieter, Sie ſind ja mein einziger wahrer Freund und Tröſter. Ihre Teilnahme erhebt mich wirklich. Wenn ich Sie nicht hätte . . .“

Dieter ſchüttelte den Kopf: „Ich ſehe ſchon, Sie müſſen mich wieder ſtören, alſo machen Sie's kurz, ich habe ſehr viel zu tun, und Ihr Freund

bin ich noch lange nicht. Weil Sie mir Ihre Schmerzen enthüllen, brauchen Sie mich doch nicht zu beleidigen. Alſo was gibts, möchten Sie wieder Geld? Ich beſitze nichts und für Sie am allerwenigſten!"

„Aber Herr Dieter, ich habe ja noch gar nichts verlangt. Freilich, wenn Sie mir zwanzig Kronen liehen?"

„Zwanzig Kronen! Sie Unmenſch, Sie Räuber, wiſſen Sie denn, was für ein Vermögen Sie mir herauslocken zu wollen die Stirne haben? Nichts da! Aber wenns nicht anders geht, ſo ſagen Sie mir, wozu Sie das brauchen, vielleicht kann Ihnen mein guter Rat das Geld erſparen."

Alſo begann Egon ſein Herz zu erleichtern, indem er, ſich über den Schreibtiſch weit vorbeugend, Dieter innig anblickte, der ihm nach wie vor ſchreibend, ernſt ſein Geſicht entzog. Dadurch ließ ſich Alamor nicht beirren, ſondern erklärte ſeine Lage. In den nächſten Tagen wolle er nämlich, wie Herr Dieter wiſſe, heiraten.

„Muß denn das ſein, Unglücklicher?" fragte Dieter, indem er ſich ſeinem Akt befliſſen hingab.

Egon lachte glückſelig. Aber da ſei noch eine Schwierigkeit. Wie Herr Dieter ja wiſſe, gehöre ſeine teure Danitza dem griechiſch-orientaliſchen Ritus an, und, obgleich ſonſt ſo geſcheit und vor-

urteilslos wie nur möglich, beſtehe ſie doch auf ihrem nationalen Bewußtſein und den angeſtammten Sitten. Nie würde ſie einem Katholiken die Hand fürs Leben reichen.

„Und da ziehen Sie ihr die Hand nicht gleich weg? Einmal hat der Narr eine für beide Teile durchaus erfreuliche Auskunft und macht keinen Gebrauch davon!“

„Ach, Sie ſcherzen! Ich muß ihr wohl dieſen Herzenswunſch erfüllen und übertreten.“ Er habe ſchon die Glaubensſätze ſeiner neuen Kirche gelernt. Dieter unterbrach ihn, ob er wohl über dieſes Bekenntnis beſſer Prüfung ablegen könne, als über ſeine Fachwiſſenſchaften. Egon überhörte den Einwurf und berichtete, wie man an fremde religiöſe Gebräuche herantretend, von ihrer großartigen Natur überraſcht werde. Er habe mit Danitza bereits das ruſſiſche Oſterfeſt in der Kirche am Rennweg gefeiert und ſei ganz hingeriſſen, ja im Innerſten erſchüttert von der Feierlichkeit, Würde und Inbrunſt dieſer Zeremonie. Nun begann er die Koſtüme, das Ausſehen der Popen, die mannigfachen Situationen der griechiſch-orthodoxen Liturgie zu ſchildern, und wie er als gläubiger Katholik noch nie von ſeiner Kirche ſo begeiſtert worden. Er ſei an jenem Oſtertage ſchon bekehrt geweſen, ſo daß ſein

jetziger Schritt nur ein äußerliches Bekenntnis ſeiner wahren Gemütsſtimmung darſtelle.

Dieter ſah ihn lächelnd an: „Sie Oſterlamm des Griechengottes! Aber was hat Ihre edle Abſicht mit den zwanzig Kronen zu tun, Sie Konvertit?“

Egon ſtammelte, der Pope verlange dieſe Gebühr für den Vollzug der Taufe. Dieter lachte höhniſch: „Was? Geld verlangt der ungewaſchene Ruſſ' auch noch für ſeine Arbeit? Sie hätten beſſer von ihm ein Douceur fordern können für die Bekehrung, denn einen zweiten Narren, der hier im Lande zu dieſer Kirche übertritt, findet er nicht umſonſt! Nein, für ſolchen Schwindel zahle ich keinen Kreuzer. Sagen Sie ihm, ich, Dieter, laß ihn ſchön grüßen, und wenn er Sie nicht gleich umſonſt in den Schoß ſeiner ſerbiſch-ruſſiſch-griechiſch-orientaliſchen Gemeinſchaft aufnimmt, werd' ich öffentlich bekanntmachen, daß er ſich das heilige Sakrament der Taufe bezahlen läßt. Oder ſagen Sie ihm, daß Sie gleich wieder gläubiger Katholik bleiben, wenn er auf einer Taxe beſteht. Sie hätten Ihre angeſtammte Religion billiger.“ Egon ſah ein und dankte gerührt für den guten Rat, aber da wären auch noch Eheringe zu kaufen; wenn die Braut ſchon die Koſten der Hochzeit trage, müſſe er doch die Ringe beiſtellen.

„Ich will Ihnen zwei Meſſingringe mitbringen, die ich zu Hauſe habe. Die tuns auch. Es muß nicht alles von Gold ſein! Wenn mans nicht hat, genügt Liebe, Treue und Meſſing . .“

Das ſei wohl Dieters Ernſt nicht, die Danitza würde ihren Bräutigam ſchön anſehen, wenn er ihr für den heiligſten Lebensbund ſolche Zeichen zumute. Als aber Dieter auf ſeiner Meſſingforderung beharrte, gab Alamor zu, daß ſein Mädchen, zumal ſie ja reich ſei, auch die Ringe beiſtellen könne. Doch erübrigte noch eine Bitte. Nicht um Geld, beteuerte er, indem er die Hand aufs Herz legte.

„Alſo von den zwanzig Kronen ſoll zwiſchen uns nicht mehr die Rede ſein, gut denn, ſo bitten Sie.“

Egon richtete ſich auf, ſtreckte Dieter ſeine Rechte entgegen, was der alſo Geehrte indes überſah, und verſtrickte ſich in einen weitſchweifigen Satz, er habe nur einen lieben Menſchen in dieſem Amt und überhaupt in der Welt, nur einen väterlichen Freund und ſtrengen Ratgeber, und das ſei Herr Dieter. Wen anders ſollte er zum Zeugen für eine ſo entſcheidende Handlung wählen, als dieſen einzigen Gönner.

Dieter verbeugte ſich: „Ihr Vertrauen freut mich, ehrt mich und koſtet Sie nichts. Aber ich

bin deſſen unwürdig, meine Grundſätze geſtatten mir nicht, einer Dummheit meine Hilfe zu leihen und einen Unglücklichen ertrinken zu laſſen, ja ihn noch recht unter das Waſſer zu tauchen. Auch beſitze ich keinen Frack, ohne welchen ſich für meinen Stand die Teilnahme an einer ſo heiligen Handlung nicht ſchickt. Ferner bin ich außerhalb des Amtes keine Stunde lang frei. Wie Sie wiſſen, beanſprucht meine Frau jeden Augenblick meiner Zeit. Aber wenden Sie ſich an irgendeinen Ihrer neuen Glaubensbrüder. Der Kirchendiener leiſtet Ihnen für eine Krone mit Vergnügen Zeugenſchaft. Dieſen Betrag will ich Ihnen ſogar vorſchießen.“ Dabei notierte er ſäuberlich in einem hervorgeholten Büchlein das bewilligte Darlehen und reichte es dem Egon, welcher ſich für all den in einer ſo kurzen Zeit empfangenen, reichlichen guten Rat bedankte und nunmehr zufrieden den Amtsvorſtand aufſuchte, um ihm von dem bevorſtehenden großen Ereignis geziemend Mitteilung zu machen. Der gutherzige Mann ſtand auf, drückte ihm freundlich die Hand, wünſchte ihm alles Gute, er ſei zufrieden, daß Egon de Alamor endlich in die Kur einer braven und ernſten Gattin komme, er habe immer das Vertrauen in ihn geſetzt, wenn der junge Fludribuſch endlich in ge-

ordnete Verhältniſſe finde, werde er doch noch ein zuverläſſiger und braver Menſch werden. Und dies hoffe er von ganzem Herzen. Egon dankte unter Tränen und verſicherte, all ſeine Mißlichkeiten, mit denen er zur Laſt gefallen, ſeien ſeinem Herzen fremd, ein Ergebnis ſeiner unglücklichen Lage, aus welcher er ſich nun befreie. Auch ſeine Mama billige die Heirat und habe nicht gezögert, ihren Segen zu erteilen, da ſeine Braut ja vermögend ſei, und die Hochzeit ſomit auch vom Geſichtspunkte des menſchlichen Nutzens als erſprießlich gelten könne. Damit ging er hocherhoben.

IV

Egon verbrachte die Honigwochen in einem kleinen Dörfchen vor der Stadt, das, in die ſchmale Talfurche eines Bergabhanges eingeſchmiegt, ſeinen Kirchturm gerade noch im Waſſer der ruhig dahinſtrömenden Donau ſpiegeln konnte, während ſeine alten ſchlichten Häuſer mit den weiten Schindeldächern gemächlich unter dem Schatten von Kaſtanien und Linden die Anhöhe erſtiegen. Obſtbäume und Flieder hatten bereits ausgeblüht, dafür duftete der Jasmin, und die Schwalben ſchoſſen umher, und abends wenn die Sonne vor ihrem Untergang den ganzen Himmel aufleuchten

machte, von allen Seiten her die Kirchenglocken tönten und die vollbeſetzten Paſſagierdampfer unter Sang und Klang und Wellenſchlag auf der Donau vorbeizogen, ließ es ſich am Tiſche eines kleinen Gaſthauſes, welches das Ufer überſchaute, an der Seite eines zärtlich angeſchmiegten jungen Frauenweſens recht wohlig bei einem Glaſe Bier oder Kloſterneuburger Wein ſitzen und von einer ſchönen Zukunft träumen, was ja zumeiſt die Hauptbeſchäftigung einer glücklichen Gegenwart ausmacht. Egon berichtete im Amt hochentzückt, wie er ſich in dieſem herrlichen Örtchen auf den Rat ſeiner Mutter eingemietet habe, welche in der Kirche desſelben Dorfes einſt ſeinem gottſeligen Vater angetraut worden und dort das erſte ſchönſte Ehejahr verbracht hatte, deſſen Ergebnis er ſelbſt darſtelle. Der Pfarrer, noch heute in rüſtigem Alter ſein Amt verſehend, habe ſich als braver, unverbrüchlicher Freund der Eltern erwieſen, an ihnen und den heranwachſenden Kindern allzeit die werktätigſte Teilnahme bezeugt, ſo daß die Mama ihrem Sohne keine beſſere Stätte eines jungen Eheglückes empfehlen konnte, als dieſe. Dieters rhetoriſche Frage, ob Alamor jetzt, als griechiſcher Orientale, bei dem Herrn Pfarrer nicht ausgeſpielt habe, überhörte Egon. Ein Ver-

ſuch des mit Schreibangelegenheiten beſchäftigten Herren, den jungen Ehemann zur Übernahme einer neuen Arbeit auf dem ‚Ideal‘ zu bewegen, ſcheiterte an ſeiner Weigerung. Die Frau wolle ihn in der freien Zeit auch ganz beſitzen und nicht bei einer klappernden Buchſtabenmühle ſich abrackern laſſen.

Im Herbſt aber hieß es mit einemmal, Egon de Alamor ſei wieder nach Wien übergeſiedelt. Die einſame Lage des Dörfchens, der Mangel an ſtädtiſcher Bequemlichkeit, an zuverläſſigen Verkehrsmitteln, die völlige Weltentrücktheit des unwirtlichen Ortes erwies ſich für ſeine Gattin als gar zu beſchwerlich, darum habe er eine Wohnung im Geſandtenviertel der Landſtraße bezogen. Dieter gegenüber erklärte er errötend, wenn ein freudiges Ereignis raſche Hilfe nötig mache, ſei er im Dorfe völlig aus der Welt und brauche zwei Stunden bis zum nächſten Arzt, während ſich in der Stadt alles aufs bequemſte ordnen laſſe. Weil ſolche diskrete Angelegenheiten der menſchlichen Berechnung unterworfen zu werden pflegen, kalkulierte das Amt ſogleich, daß der nunmehr doppelt hoffnungsvolle Mann und Gatte wohl anläßlich ſeiner Fahrt nach Innsbruck auch in der Liebe einen erfreulichen Vorſchuß genommen habe.

Leider machte er aber keine Miene, ſeine anderen bedenklich aufgelaufenen Schulden zu tilgen, vielmehr verbreitete ſich bald die Nachricht neuer, gelungener und bedeutender Anleihen bei neuen gutmütigen Opfern, und es ſchien faſt ein Wunder, wie dieſer vielverlachte Knabe immer wieder Geldquellen gleichſam mit der wünſchenden Rute ſeiner Bitten, ſeiner Demut, ſeines Vertrauens und ſeiner unglaubhaften, doch zuverſichtlichen Verſprechungen zu eröffnen verſtand.

Eines Tages ſchlich aber Egon recht als zerbrochener Krug in Dieters Kämmerchen und lehnte ſich, das Haupt verzweifelnd auf beide Hände geſtützt, dem eifrig Schreibenden gegenüber, an den von Akten beſchwerten Tiſch.

Dieter tat wie immer, als merke er nichts, und ſchrieb heftig weiter.

Egon ſeufzte erſt leiſe, dann tiefer.

Dieter ſchrieb.

Egon ſeufzte noch einmal, und dieſer ſchwere Atem verdichtete ſich zu einem „Hm".

Dieter antwortete „Mhm".

Egon ſeufzte zum drittenmal, da ſagte Dieter „Jawohl!", was wie das Endergebnis ſeiner allgemeinen Weltanſchauung und ſeiner Meinung über Egons beſonderes Schickſal klang.

„Schauen Sie, Herr Dieter! . . .“

„Ich ſchaue.“

„Mir fällt es ſo ſchwer . .“

„Ei!“

„Ich weiß nicht, wie ich anfangen ſoll.“

„Gar nicht.“

„Sie könnten mir helfen!“

„Warum denn ich? Übrigens, Ihnen iſt nicht zu helfen.“

„Herr Dieter, ich bitte Sie, geben Sie mir die Hand!“

„Es ſind ja andere Herren genug im Amt, vielleicht geben Ihnen die ihre Hände.“

„Nein, geben Sie mir die Hand.“

„Warum denn?“

„Daß Sie niemand etwas ſagen, niemand. Auf Ehrenwort!“

„Wiſſen Sie was, ſagen Sie mir auch nichts, das iſt das einfachſte.“

„Aber Sie ſind doch mein Freund.“

„Wie oft muß ich Ihnen noch erklären, ich habe Sie zwar ein paarmal geſehen und leider auch, ohne mein Zutun, ein paarmal mit Ihnen reden müſſen, aber Freund? Das iſt eine weitgehende Beleidigung, zu welcher ich Ihnen kein Recht gegeben.“

„Sie ſind der Einzige, der mir raten und helfen kann.“

„Raten ſchon, aber helfen wird es nichts.“

Egons Faſſung war zu Ende, er ließ ſeinen Kopf auf den Tiſch niederſinken und heulte und ſchluchzte zum Steinerweichen. Dieter ſchob ſeine Akten beiſeite und ließ den Ausbruch dieſes Schmerzes ſtill vorübergehen; endlich hob der ſtehend über den Tiſch Gebeugte ſein tränenüberſtrömtes Geſicht auf und ſagte: „Ich kann nicht mehr! Ich halts nicht länger aus! Mir tut ja der Rücken ſo weh.“ Und nun geſtand er, zu Hauſe müſſe er in ſeiner Wohnung im Geſandtenviertel auf einem Koffer ſitzen, denn ſie hätten nur ein Bett und nur einen Stuhl, welchen ſeine Frau einnehme. Drum ſei ſein Platz auf einem harten Koffer. Sonſt gäbe es gar kein Mobiliar. Dieter ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Darauf zog Egon aus der Bruſttaſche ein Papier und reichte es Dietern hin. Das war ein aus Innsbruck datierter Brief, worin ein gewiſſer Amlech, Hausbeſitzer, folgendes vorbrachte: Herr Egon de Alamor habe anläßlich ſeines Frühjahrsaufenthaltes eine Wohnung in ſeinem, des Schreibers Hauſe, beſtehend aus vier Zimmern und Zubehör gemietet. Auf Begehren des Beſtandnehmers habe der Hausherr

im Hofe einen kleinen Stall für ein Pferd mit anſtoßender Wagenremiſe erbauen, weiter die Gemächer nach den angegebenen Muſtern in ſezeſſioniſtiſchem Geſchmack ausmalen laſſen, was insgeſamt einen Koſtenaufwand von zweitauſend Kronen verurſacht. Herr Egon de Alamor hätte nicht nur kein wie immer geartetes Angeld, oder auch nur den beſcheidenſten Speſenbeitrag geleiſtet, ſondern ſei zu Beginn des Viertels gar nicht eingezogen, ſo daß nun die Wohnung leer ſtehe, von Stall und Remiſe ganz zu ſchweigen. Er, Amlech, erſuche nunmehr ebenſo höflich wie dringend, die aufgelaufenen Koſten, deren Einzelheiten aus den zuliegenden Rechnungen von Maurer, Dachdecker, Zimmermann, Glaſer, Inſtallateur, Anſtreicher, Ofenputzer auf den Heller zu erſehen, ſamt dem Zinſe für drei Monate eheſtens einzuſchicken, worauf von der Einhaltung des Mietvertrages dankend abgeſehen würde. Widrigenfalls aber müßte der geſetzliche Weg betreten werden und ſo weiter.

Dieter las dies Schreiben, ſchüttelte den Kopf und ſah Herrn Egon an, welcher ihm faſſungslos den Blick zurückgab.

Egon ſtammelte, er habe freilich die Wohnung gemietet, denn die Anſtellung in Innsbruck ſei ihm ſo gut wie ſicher geweſen.

Dieter ſagte: „Auf Ihr Ehrenwort, nicht wahr? Und der Stall? Den benötigten Sie wohl für ſich und Ihren Koffer, während die vier Zimmer für die Frau Gemahlin und dero Seſſel und Bett beſtimmt waren.“

Die Danitza habe ſich ſo gefreut, im Wägelchen kutſchieren zu dürfen, und es ſei ihr Herzenswunſch geweſen, darum konnte er nicht anders, als Stall und Remiſe in Auftrag geben, zumal er doch auch mit der Mitgift gerechnet habe.

„Nun und?“

Egon geſtand weinerlich: „Ich habe ja nichts bekommen.“

Dieter verhörte weiter: „Nichts? Und was macht die alte Serbin? Wie Sie verheißen haben, ſollte ſie ja reich ſein!“

„O dieſe Kanaille,“ knirſchte Egon, „kenne ſich einer aus, wieviel ſie hat, ſicher vierzigtauſend Gulden oder mehr, aber ſie gibt nichts her, bevor ich definitiv bin. Ich hab die Danitza immer gebeten, ſie ſoll Geld verlangen, aber meine Frau will eher betteln gehen, als von ihrer Mutter etwas anſprechen, ſo eigenſinnig iſt ſie. Sie tuts und tuts nicht. Ich kann nicht mehr länger ſo leben, es bricht alles über meinem Kopf zuſammen. Damals iſt meine Frau mit mir durchgegangen,

weil die Alte um keinen Preis die Heirat erlaubte. Erſt als wir von unſerer Fahrt nach Innsbruck zurückkamen, hat ſie zuſtimmen müſſen.“

„Aber unentgeltlich?“ fragte Dieter.

„Jawohl,“ beſtätigte Egon.

„Jawohl,“ ſchloß Dieter ab.

Von neuem ſchluchzte de Alamor. Da wurde Dieter unwillig: „Wiſſen Sie, Beſter, was ich Ihnen hiermit erkläre: Sie ſind ganz einfach ein Heiratsſchwindler.“

Egon ſchwieg, um nach einer kurzen Weile aufzuſammern. „Wenn meine arme Mama das erfährt, die überlebts nicht. Ich bringe ſie ins Grab, ſie, die ſo viel Sorgen gehabt hat um mich und meine Schweſter! Herr Dieter, helfen Sie mir!“

„Wenn ich auch nur eine Minute noch mit Ihnen verſäumen ſoll, dann ſchweigen Sie augenblicklich von Ihrer Mama. Ihre verehrten Herren Eltern ſind noch ſchlechter, als Sie ungeratener Schlingel. So geſcheit ſollten Sie doch ſchon in Ihrem Alter ſein, wenigſtens einzuſehen, daß Ihre werte Mama an Ihnen ſchuld iſt, wie Sie daſtehen. Schon daß Sie ſie geboren hat, war unverzeihlich, das muß wohl hingehen. Aber wer hat Sie denn zu dem Jüngling erzogen, der Sie ſind? Wer hat Ihnen denn Ihre geſellſchaftliche

Stellung, Ihr hohes Standesbewußtſein ins Vogelgehirn geſetzt und Sie mit lauter Lug und Trug aufgefüttert? Wer? Und warum? Damit die Frau Mama als Dame faulenzen und nobel tun kann! Schon Ihr gottſeliger Herr Papa iſt auf dieſem Vornehmheitsmiſthaufen geſeſſen und hat Schulden gemacht, damit die Familie nach was Rechtem ausſieht, und hat ehrbar mitgelogen und mitbetrogen, ſtatt den Stock zu nehmen, Ihren vererbten Stock mit der geſchmackvollen Krücke, und ihn auf dem Rücken ihrer verehrten Frau Mama tanzen zu laſſen, damit ſie endlich was arbeitet und zu was taugt, ſowie auf Ihrem Buckel, mein Beſter. Hätte Sie zur rechten Zeit das Geſäß von Erziehungsſchlägen geſchmerzt, dann täte es Ihnen jetzt nicht von dem Koffer weh, auf dem Sie ſitzen, und morgen nicht von der Pritſche im Arreſt, auf der Sie wegen Betruges liegen ſollen und werden. Ihre Mama iſt eine alte Galgenvogelmutter, von der Sie die einzige Beamtenwiſſenſchaft gelernt haben, wie man Vorſchüſſe nimmt und von allen Seiten Geld herauslockt, das man nicht verdienen kann. Aber nicht einmal dieſe Wiſſenſchaft beherrſchen Sie, und ſelbſt zum Schwindler fehlt Ihnen das Talent. Sie glauben ſich freilich dazu berufen, aber aus-

erwählt ſind Sie nicht! Und Ihr Herr Papa iſt ein Simandl, ein Poſazer, ein braver Hoſenhocker geweſen, der ſich von Ihrer Mutter hat alles vorſagen laſſen, bis er Sie glücklich zuſtande gebracht, Sie Sohn und Erbe. Jetzt können Sie dieſen Stamm halten!“

„Herr Dieter, Sie beleidigen meine Eltern. Mein armer Papa würde ſich im Grabe umdrehen, wenn er mein Schickſal erführe.“

„Gewiß, ich beleidige Sie und Ihre ganze Aſzendenz und Deſzendenz, und wenns Ihnen nicht recht iſt, vertrauen Sie ſich jemand anderem an, der Sie für einen Ehrenmann hält.“

Egon ſtand ſtill da und ließ das Unwetter auch dieſes Zornes ruhig über ſich ergehen.

Dieter konnte ſich noch immer nicht faſſen. Da ſtand dieſer Knabe in einem eleganten Anzug, wie Dieter ſich niemals einen leiſten konnte, wohlgenährt, noch roch er nach ſeinem täglichen Gabelfrühſtück, ſtand da und weinte. Stand da und glotzte mit blöden Augen über das Unheil, das er angerichtet, und wollte noch die Leute um ihr Vertrauen beſchwindeln, wie um ihr Geld. Dieter packte ihn an beiden Schultern und führte ihn vor den Spiegel, der über dem Waſchkaſten der ärmlichen Amtsſtube hing. „Da ſchauen Sie ſich

nur an. Das iſt der Triumph Ihrer Frau Mama und Ihres Herrn Papas. Betrachten Sie gütigſt Ihr Geſicht, Ihre Augen, Ihren Mund. Und jetzt bedanken Sie ſich bei Ihren Herren Eltern. Sind Sie noch über etwas unklar?"

Egon ſah gehorſam in den Spiegel, dann kehrte er zum Schreibtiſch zurück und vermied es, ein Wort zu ſagen, bis ſich ſeines Gönners Zorn gelegt hatte.

Man hörte geraume Zeit nur das Ticken der Wanduhr, indes die Sonne langſam über den öden Hof hinaufkroch und endlich in einem lichten, warmen Streifen über den Akten dalag.

Dieter hatte ſich wieder an den Schreibtiſch geſetzt. Egon ſtand in ehrfurchtsvoller Entfernung und wagte nicht, ſich zu nähern. Endlich begann er wieder mit ſchmeichelndem Flehen: „Herr Dieter, Sie ſind wirklich wie ein Vater zu mir, ich beſchwöre Sie, geben Sie mir dreitauſend Kronen als Darlehen. Ich biete Ihnen keine Zinſen an, gar nichts. Nur mein Ehrenwort. Ich will Ihnen das Geld abzahlen, wenn ich kann. Und Sie allein ſollen mich retten. Mein ewiger Dank wird ihr Lohn ſein."

„Ihr gütiger Antrag ſchmeichelt mir ungemein. Ihr Vertrauen zu mir kennt keine Grenzen. Aber

daß Sie mich für so dumm halten, ist wieder eine der Beleidigungen, die Sie auf mein Haupt zu häufen belieben. Ich besitze leider keine dreitausend Kronen, und wenn ich sie hätte, würde ich damit alles andere eher bestreiten, als Ihre Schuldentlastung. Doch will ich sehen, ob ich Ihnen einen Rat geben kann, denn der ist für Sie augenblicklich noch dringender, als das Geld. Setzen Sie sich also nieder, nehmen Sie ein Blatt Papier und schreiben Sie." Damit stand er auf, ließ Egon an seinem Tische Platz nehmen und bot ihm Feder und Tinte an. Alamor zog aber aus der Brusttasche eine goldene Füllfeder hervor, welche er wie manches andere wertvolle Schreibmaterial erstanden hatte, um sich nie von ihr zu trennen. Mit diesem kostbaren Werkzeuge saß er da und blickte seinen Gönner aus den ängstlich offensten Augen voll Spannung an.

„Also jetzt schreiben Sie eine genaue Liste aller Ihrer Schulden. Vorwärts."

Egon begann, sein Gedächtnis anstrengend, postenweise das Bekenntnis abzulegen und zu Papier zu bringen, wobei er einzelne Stellen nur zögernd eingestand. Dieter, welcher sofort jedes Bedenken merkte, drängte dann immer: „Bloß dies? Es wird wohl mehr sein!" Und seufzend erhöhte

Egon die betreffende Ziffer auf ihren wahren Stand. Auf der Liſte fanden ſich alle Namen des Amtes, vom Vorſtande abwärts bis zum Kanzleidiener, der Egons tägliches Gabelfrühſtück beſorgte. Als dieſe Poſt auch mit etlichen zwanzig Kronen ſtöhnend einbekannt war, ſchlug Dieter mit der Fauſt auf den Tiſch: „Nicht einmal den armen Teufel haben Sie verſchont?“

„Ich bitte, ihm habe ich ein monatliches Trinkgeld ausgeſetzt, ein Pauſchale!“

„Weshalb?“

„Für das tägliche Beſorgen des Frühſtücks!“

„Ich will davon gar nicht reden, daß Sie ſtatt Fleiſch und Bier ein trockenes Stück Brot genießen ſollen, aber wenigſtens holen könnten Sie ſich dieſe Mahlzeit doch ſelber! Natürlich, Herr Egon de Alamor braucht einen Bedienten!“

Egon verſicherte, gerade dieſer einfache Mann habe mehr Takt im Herzen, als mancher hochgeſtellte Beamte. Von ihm ſei noch keine Mahnung oder andeutende Ungeduld laut geworden, er benehme ſich ſeinem Schuldner gegenüber nach wie vor reſpektvoll und unterwürfig, während der Herr Vorſtand ihn ſchon mehrmals recht hart und ſchonungslos angelaſſen und gedroht habe, ſeine Frau Mama vorzuladen, für welche Alamor das Geld an-

geſprochen, und auch der Herr Konzipiſt und die anderen Gläubiger hätten ihn unſanft genug behandelt, ſo daß man ſehe, wie Armut und niederer Stand oft mehr echte Vornehmheit und brave Geſinnung wahrten, als Wohlergehen und höhere Bildung.

„Sie dreiſter Schafskopf!“ reſümierte Dieter Egons ſittliche Betrachtung.

Auf die Frage, wohin denn alle dieſe Summen gegangen ſeien, geſtand Alamor, er habe Danitza gegenüber vorgegeben, mit einer Nebenbeſchäftigung ſo viel einzunehmen, daß er das von ihr beanſpruchte Wirtſchaftsgeld aufbringen könne. Da er aber in Wahrheit natürlich keine Nebenbeſchäftigung beſaß, mußte er deren angebliches Erträgnis allmonatlich entlehnen.

Außer den vom Innsbrucker Hauswirt eingeforderten, ergab das Schuldenverzeichnis eine ſichere Belaſtung des Alamoriſchen Daſeins mit zweitauſend Kronen.

Dieter ſagte nun: „So! Jetzt kennen wir hoffentlich Ihre ganze Schmach. Was Ihre Gegenwart und Zukunft betrifft, ſo belieben Sie gefälligſt zu hungern, wenn Sie kein Geld haben. Ihre Frau Gemahlin könnte doch ganz wohl in ihr früheres Schokoladengeſchäft zurückkehren und auch ihr Teil mitverdienen?“

„In ihrem Zuſtand?“ mahnte Egon.

„Ach ſo! Nun, da ſie mit der Fortpflanzung ihres Geſchlechtes beſchäftigt iſt, mag es hingehen. Warten wir alſo. Aber nach der Lotterieziehung ſoll ſie nur wieder beginnen.“

„Nein, Herr Dieter, das kann ich nicht übers Herz bringen, eine Frau gehört an den häuslichen Herd.“

Dieter lächelte ingrimmig: „Auf Ihre Meinung über die Beſtimmung des Weibes kommts jetzt nicht an. Zunächſt müſſen Sie die Vergangenheit aufs Gleiche bringen. Da ſie den genialen Gedanken hatten, Ihre ſämtlichen Schulden auf einen neuen Gläubiger zu überwälzen, dadurch eine gewiſſe Vereinfachung des Geſchäftsganges zu bewirken und die zahlreichen zerſtreuten Forderungen ſich vom Halſe zu laden, muß ich, von meiner Perſon dankend abgeſehen, immerhin zugeben, daß dieſe Entlaſtung allerdings den einzigen möglichen Ausweg für Sie bieten könnte. Die Frage iſt nur, ob Sie wirklich einen Menſchen auf der Welt finden, der ſo dumm iſt, Ihnen das ganze Geld zu geben, alſo noch dümmer als Sie. Übrigens haben Sie ja als Knabe dank Ihrer guten Erziehung in vornehmen Häuſern verkehrt, vielleicht finden Sie noch einen bisher vernachläſſig-

ten Freund, an den Sie ſich wenden können. Bekommen Sie dieſes Geld, dann zahlen Sie Ihre rieſigen Schulden auf den letzten Heller ab, dem Innsbrucker Hausherrn ſchreiben Sie einen hochanſtändigen Brief, bekennen Ihre Verhältniſſe wahrheitsgetreu, ſchicken ihm zweihundert Kronen als Beweis ihres guten Willens, handeln ihm ſeine Forderung entſprechend herab und ſichern ihm für die Reſtſumme pünktliche Ratenzahlung. Darauf wird er eingehen, denn er verdient ſeine Strafe dafür, daß er einem ſolchen Hochſtapler aufgeſeſſen iſt.“

Egon ſann nach, er wiſſe wohl einen reichen Schulkollegen, deſſen Schweſter — er lächelte bei der Erinnerung — ihm einſt Zeichen eines merklichen Wohlgefallens gegeben, welche er indeſſen unerwidert gelaſſen habe, da ſie nicht hübſch genug geweſen ſei. Dieſen lang vernachläſſigten Freund wolle er aufſuchen.

Dieter beſtärkte ihn darin, noch heute den Weg anzutreten und dann ſeiner Frau zu Hauſe alles, aber auch alles zu beichten. Nur ſo könne Egons Schickſal eine neue, freilich unverdiente Wendung zum Guten nehmen. Mit innigem Dank empfahl ſich de Alamor, um ſeinem Gönner zu gehorchen. Man ſah ihn langſam, auf den Ebenholzſtock ge-

ſtützt, den Zylinder auf die ſorgenvolle Stirn gedrückt, das Amt verlaſſen.

Tags darauf ſaß Dieter, einigermaßen geſpannt auf den Ausgang des Alamoriſchen Bitt- und Bußganges, über ſeinen Akten und ſchrieb eifrig weiter, als Egons hohe Geſtalt, feſtlich gekleidet, eintrat. Seine Begrüßung von edlem Anſtand, wie auch ſein in den Hüften ſich wiegender Schritt war als Triumph zu deuten. Dieter ſah auf und prüfte Alamors Geſicht, welches, hoch gerötet, von innerer Befriedigung und genußvollem Stolze zeugte. Ohne weitere Einleitungen begann der junge Mann ſeinen Bericht, indem er eine feine, ſaffianlederne Brieftaſche hervorzog und Herrn Dieter ihre Füllung mit wirklichen Banknoten aller Art vorwies.

„Alle Achtung, Herr de Hochſtapler," ſagte Dieter mit einer Verbeugung.

Auf dem Wege nach Mariahilf, wo ſein ehemaliger Schulkamerad wohnte, habe er den tiefſten Schmerz eines gequälten Gewiſſens, eines reuevollen Stolzes durchempfunden und oft genug umkehren wollen, um, ſtatt nach Weſten vorwärts, zur Donau und an die Reichsbrücke zurück zu wandern und ſich durch einen Sturz ins Waſſer aus ſeiner unwürdigen Lage für immer

zu befreien. Dieter nickte zuſtimmend: „In der Tat, das wäre kein übler Ausweg geweſen. Ich habe geſtern ohnedies daran gedacht. Dazu darf man jedoch leider nicht raten. Aber Sie haben ſich dieſe Entſcheidung erſpart und der Menſchheit, dem Amt, der Frau Gemahlin und dem präſumptiven Leibeserben Ihr koſtſpieliges Daſein erhalten, wie ich ſehe.“

„Sie haben leicht lachen, Herr Dieter, mir war nicht ſpaßig zumute.“

„O ich bitte ſehr, was ich ſage, meine ich höchſt ernſt.“

Schließlich ſei Alamor wirklich zum Hauſe des einſtigen Freundes gekommen, auf der Stiege überfiel ihn die äußerſte Angſt, Scham und Beklemmung, ſo daß er die Treppen nur wie ein Taumelnder erſtieg und die Zeit, welche er dazu brauchte, wie eine Ewigkeit in der Hölle durchlitt. Eben während er Stufe um Stufe nahm, begann im Hofe ein Leierkaſten jenes Tanzduett aus der Operette zu ſpielen, die er ſo liebte und in glücklicheren Zeiten mit ſeiner Danitza angehört hatte. Jeder Ton brachte ihm eine entſetzliche Mahnung an ſein verſcherztes einſtiges Glück, an ſeine troſtloſe Gegenwart, ſchnitt ihm wie ein klirrendes Meſſer ins Herz, und noch klang dieſe Muſik, als

er an der Tür ſchellte. Man öffnete ihm, er konnte nur nach dem Freunde verlangen, wurde in ein Zimmer geführt, und als gleich der Geſuchte eintrat, vermochte Egon kein Wort mehr zu ſagen die Sinne ſchwanden ihm, er fiel in Ohnmacht. Nach einer Weile — er wußte nicht, wie lange er ſo gelegen — fand er ſich auf ein Sofa gebettet, Weſte und Hemd geöffnet, eine kalte Kompreſſe auf Stirn und Bruſt, von dem Freund und deſſen Schweſter betreut und lächelnd und voll Beſorgnis begrüßt.

Das Weitere ergab ſich leicht. Er geſtand alles unter Tränen, und alles wurde begriffen und verziehen, denn er war ja krank und elend genug. Der Freund war ein Freund. Seine Schweſter ein Engel. Kurz, er bekam die ganze verlangte Summe. Es gab noch Menſchen auf der Welt.

„Ja, ja, nur ein Weiſer braucht ſie mit der Laterne zu ſuchen, Sie finden ſie in Ihrer Ohnmacht.“

Man lud ihn zu einem Imbiß ein, ſtärkte ihn mit dem beſten Rotwein, erkundigte ſich aufs teilnehmendſte nach ſeiner Gattin, ſeinem Amt und ſprach von den Zeiten der Jugend. Getröſtet entließ man ihn erſt, nachdem er alle ſeine Kräfte wiedergewonnen.

So konnte er denn noch abends nach Hauſe fah-

ren. Man hätte ihm gegen allen ſeinen Widerſtand einen Wagen aufgenötigt, fügte er ſofort bei, als Dieter über dieſen vornehmen Abſchluß der Bettelei die Stirn runzelte.

„Und wie haben Sie ſich mit der Frau Gemahlin auseinandergeſetzt?“ inquirierte Dieter weiter.

Alamor ſeufzte.

„Was hat ſie geſagt? Wie brachten Sie ihr die Sache bei?“

„Schonend. Aber nach und nach hat ſie alles erfahren.“

„Und dann?“

Alamor ſenkte das Haupt.

Dieter ſah ihn an und machte eine bedeutungsvoll ausholende Handbewegung. Egon nickte beſtätigend und fuhr unwillkürlich an ſeine linke Wange.

Dieter war befriedigt: „Das gefällt mir ſehr gut. Meinen Reſpekt! Und dann?“

Ja dann habe ſeine Frau ſehr zu weinen begonnen und er habe ſeine Not gehabt, ihr ein Meſſer zu entwinden, welches ſie gegen ſich gezückt. Aber endlich beruhigte ſie ſich, war verſöhnt und forderte nur, was auch Herr Dieter verlangt, die genaueſte Erfüllung aller Verbindlichkeiten, die ſtrengſte Wirtſchaft, die ſie in die Hand neh-

men wollte. Nun würde ein neues Leben beginnen. Wenn nur die Schwiegermutter Vernunft annähme. Aber Danitza wollte um keinen Preis mit ihr reden.

„Alſo gehen Sie zu ihr als Mann und ſprechen Sie. Gebrauchen Sie alle Verführungskünſte Ihrer Schwindelberedſamkeit, malen Sie Ihre häuslichen Zuſtände mit den ſtärkſten Farben, trumpfen Sie Ihre Bedeutung als Gatte, Beamter und Standesperſon auf und ſetzen Sie ihr einen Revolver an die Bruſt, vorſichtshalber einen ungeladenen."

Egon war von dieſem Rat begeiſtert. Er brauche das Geld ja nicht um ſeinetwillen, er habe jedes Opfer gebracht und werde auch weiterhin dazu bereit ſein, aber wegen der teuren Frau und des Kindes müſſe die Serbin doch etwas tun.

„Ja. Halten Sie ihr nur dieſe Rede und bald, aber jetzt ſchauen Sie zu Ihrer Arbeit und laſſen Sie mich das gleiche leiſten."

Nochmals für alles Empfangene unter lebhaften Beteuerungen dankend, dienerte Egon zur Tür hinaus.

In den nächſten Tagen war der Gerettete eifrig mit Zirkel und Linealen, Reißfedern und rauhem Zeichenpapier beſchäftigt und entwarf üppige

Pläne mit ſtrahlender Miene. Als Dieter dieſes künſtleriſche Unweſen bemerkte, folgte ihm Egon auf den Zehenſpitzen in ſein Kämmerchen.

„Nun, haben Sie der Serbin was entlockt?“

Egon lachte halb verlegen, halb befriedigt und begann zu erzählen; freilich ſei er dort geweſen und ordentlich aufgetreten. „Gnädige Frau, habe ich geſagt, Sie können ja durch ihren Starrſinn meine brave Frau und mich zugrunde richten, aber Sie ſollen es wiſſen, daß Ihrer Tochter und vielleicht eines Enkels Leben aufs Spiel geſetzt wird, gnädige Frau ſind doch kein wildes Tier, ſondern ein Menſch, habe ich geſagt, und ich habe ihr den Revolver gezeigt.“

„Ungeladen?“

„Herr Dieter, das war kein Scherz; gnädige Frau, habe ich geſagt, noch gibt es eine Rettung, treiben Sie mich nicht zum Äußerſten, ich rede zum letztenmal in Güte zu Ihnen, in meinem, im Namen meiner Frau und meines unſchuldigen Sohnes.“

„Darf ich wirklich bereits zu einem Herrn Sohne gratulieren?“ fragte Dieter.

Egon entſchuldigte ſich lächelnd, er habe nur den künftigen Sohn gemeint, denn ſie rechneten ſo ſicher auf einen Knaben, daß ſie ſogar ſchon

ſeinen Namen beſtimmt hätten, er müſſe und ſolle einſt Wladan heißen nach dem Willen ſeiner Gemahlin, wie die edelſten ſerbiſchen Helden und Retter des Vaterlandes. Nach dieſer Unterbrechung rief ihn Dieter zur Sache und Egon ſprach wie aus einem hochgemuten Traume voll erhabener Redewendungen, ſeine ebenſo würdige, wie männliche, drohende und entſchloſſene Art habe die alte Serbin in der Tat bewegt, ſo daß ſie ſich bereit gefunden, wenigſtens ein anſtändiges Mobiliar zu kaufen, denn eine ſtandesgemäße Einrichtung ſei doch das Mindeſte, worauf eine Tochter und deren Gatte Anſpruch hätten. Weitere Geldmittel zur Einrichtung des Haushaltes konnte ſie allerdings nicht verſprechen, da ihr Vermögen, angeblich irgendwie feſtgelegt, ſich nicht ohne weiteres flüſſig machen ließ. Aber wenigſtens eine Einrichtung modernſten Stils aus Nußholz in Paliſanderimitation habe er ſogleich beſchafft, hochvornehme Schränke mit engliſchem Meſſingbeſchlag, Stühle mit gepreßtem Leder, Tiſche, Waſchkaſten, kurz, was eben nötig und in einem Warenhauſe um einen Spottpreis verfügbar war. Es erregte ſein Staunen, da er doch von dieſen Dingen viel verſtehe, wie die Möbel ganz und gar den Anforderungen ſeines Geſchmacks entſprachen und ſeine

zeichneriſchen Entwürfe nahezu völlig verwirklichen konnten. Was aber die Wirtſchaft betreffe, ſo habe Danitza alles in ihre kleinen, ſtrengen Hände genommen, arbeite trotz ihrem gefährlichen Zuſtande wie eine Magd, wobei er ihr helfen müſſe, ja er reibe die Küche, waſche das Geſchirr, putze die Schuhe und begnüge ſich mit einer dürftigen, aber ehrbaren Nahrung, denn ſeine Frau wolle nun mit ſeinem Monatsgelde durchaus zurechtkommen, die Schulden pünktlich abzahlen, und er habe allen Herren die empfangenen Darlehen bei Heller und Pfennig erſtattet, zu ihrer nicht geringen Überraſchung und zur Erhöhung ſeines Anſehens. „Wenn ich wirklich ein Lump wäre, könnte ich jetzt das Dreifache aufnehmen, man ſtellte es mir mit Freuden zur Verfügung," ſchloß er.

In der nächſten Zeit benahm ſich Egon aufgeregt, ſchoß ängſtlich durch die Zimmer, erklärte ſich zu jeder Arbeit unfähig, denn er glaube deutliche Vorzeichen der Wehen ſeiner Gattin wahrgenommen zu haben. Er kam erſt gegen Mittag auf eine Viertelſtunde ins Amt und verließ es, nachdem er über alle Zuſtände und Anzeichen den teilnahmsvoll Fragenden jede wünſchenswerte Auskunft erteilt, ſo daß ſie recht eigentlich ſeine Vaterleiden

und der Danitza bittere Körperlichkeit miterlebten.

Dietern berichtete er von den täglichen Beſuchen einer bedeutenden Hebamme, welche bereits eine großmächtige altdeutſche Pendeluhr ins Haus geliefert habe, die ſeinerzeit die Stunde der Geburt ſeines Wladan ſchlagen ſollte, indem die Zeiger in dieſem Augenblick feierlich in Gang geſetzt werden würden.

Dieter ſah ihn kopfſchüttelnd an, er kannte dieſe Opferbräuche und ebenſo ſinnigen, wie einträglichen ſymboliſchen Fürſorgen der Hebammenzunft gar wohl. Wie ſollte dieſer Knabe-Vater nicht das rechte Schaf ſein, ſich von einer weiſen Frau ſcheren zu laſſen! Paßte dem Alamor doch jede Torheit und ſaß ihm wie angegoſſen, als ſei ſie gerade für ihn erfunden und zugeſchnitten. Der Hebamme wünſchte er freilich im argen Herzen eine gerechte Enttäuſchung.

Täglich wechſelten die Aſpekten von Egons Schickſal, zu ſeinen ſonſtigen Kümmerniſſen kamen, wie er Dieter einbekannte, neue Aufregungen, die er in ſeiner Eigenſchaft als Bruder und Sohn erdulden müſſe. Seine Schweſter habe es nämlich recht ſchlecht getroffen. Ihr Gatte beſaß nicht das vermutete große Vermögen, ſeine Eltern leiſteten keine

Subſidien, die Wirtſchaft war auf zu hohem Fuße eingerichtet worden, indem ſeine Schweſter ihre Anſprüche nach dem bisherigen Lebensſtande des Gatten bemeſſen hatte, woraus ſich Schwierigkeiten, dann Streit ergeben, und nun weigere ſich der Elende, mit der Schwiegermutter länger unter einem Dach zu hauſen, welche er der Urheberſchaft alles Unheils bezichtige. Er verlange von der Gattin, daß ſie ſich von der Mama losſage, was ſeine Schweſter als treues zärtliches Kind mit Recht verweigere; ſchon rede der rohe Menſch unverhohlen von Scheidung, er, Egon de Alamor, ſei um ſein Dazwiſchentreten erſucht worden und habe alles mögliche getan, beide Teile zu verſöhnen, nicht ohne vom unverſchämten Schwager ſchnöden Hohn und das Verbot jedes unberufenen Dreinredens zu erfahren. Nur die Rückſicht auf die äußerſt delikaten Verhältniſſe hätten ihn, Egon, bewogen, von einer Austragung des Konfliktes abzuſehen, aber Dieter könne ſich nunmehr beiläufig vorſtellen, wie durchaus bewölkt und gewitterig ſeine Zukunft ſich anlaſſe. Seufzend ſchloß er: „Ja, lieber Herr Dieter, es iſt ſchwer, Menſch zu ſein.“

„Sehr wahr, Sie haben es ſchwer, Menſch zu ſein.“

Die Stunde kam, Egons ſchwere Stunde, in

welcher Danitza von einem toten Knäblein entbunden und nur mit Mühe ſelbſt am Leben erhalten wurde; ſchlechte, ungenügende Nahrung und wohl der ſchwache Körperzuſtand der beiden Gatten hatten nach der Meinung des Arztes die Daſeinsunfähigkeit des Kindes verſchuldet.

V

Über dem leider allzufrüh zu Staub gewordenen Sohne Wladan, den vergeblichen Wehen Egons und Danitzas war es Winter geworden, die weiße Zeit, wo ſich jeder Menſch gleichſam in den dicken Pelz des eigenen Ich einhüllt, dem Sturme und der Kälte zu entgehen. Sorgen und Not trägt man ſtumm, als ſchmerze jedes Wort und jede Bewegung auch des Gemütes ſtärker, als ſonſt. Selbſt die unleidliche Arbeit, Schreibereien, Akten und Amtsgeſchäfte ſind willkommen in der warmen Stube, wo die Kohle von Amtswegen verſchwendet und nicht nach dem Preis und der Menge gefragt wird, man ſitzt in Tabakwolken wie in einem blauen Zaubermantel morgenländiſchen Wohlgeruches und freut ſich, daß die naſſen Wintermäntel an den Haken hängen und dünſten, während um die Gummiſchuhe ſanfte Teiche ſtehen. In dieſer Zeit verhielt ſich auch Egon ſtill und mäßig an

ſeinem Tiſche, raſtrierte, malte, zeichnete mit gebeugtem Kopfe und beſah, eine Zigarette im Munde, ſeine Schreibkunſtwerke, während er das gewohnte Krügel Bier, damit ſeine ungerechte Üppigkeit ungeſehen bleibe, unter dem Pult verbarg. Man kümmerte ſich nicht viel um ihn, aus den gleichen winterlichen Gründen, denn jeder hatte ſeine eigenen näheren Sorgen.

Alte Außenſtände von leichtſinnigen, fröhlichen Zeiten, Mahnungen an einſtige blühende Kreditgewährungen und bekümmerte Darlehnsforderungen werden wie Winterkleider aus dem Kaſten genommen, nach allen Seiten gedreht und auf ihre Tauglichkeit beſehen. Was einem anſpruchsvolleren Sommerſtolze recht dubios erſchien, erweiſt ſich der Beſcheidenheit des winterlichen Genügens als durchaus haltbar oder zumindeſt noch immer präſentabel. Man hat ja Zeit genug, einmal auch die und jene zweifelhafte Sache herauszuputzen, ſo gut es geht, und ſie in die Welt hinauszuſchicken. Einen Bogen Papier, eine ſchlafloſe Bureauſtunde und ein paar wie im Traume gedrechſelte Phraſen iſt ſie immer noch wert. Lauter warme Ofenträume, befliſſene und abenteuerliche, werden lebendig und gewinnen wenigſtens eine papierne Geſtalt und Rede, ſie werden auf

Reiſen zu anderen Stuben und anderen Schreibern geſchickt, wodurch ſich eine leiſe, aber zähe Schlacht von entgegengeſetzten Beſtrebungen, ablehnenden und hoffnungsvollen Winken, höflichen Beſcheiden, ſinnigen Vorſtellungen und ebenſolchen Gegenvorſtellungen entwickelt, bei der es jedem Schreiber heiß wird wie einem General, während der ſchwediſche Ofen dazu knattert und flakkert. Berge von dringlichen Aktenſtücken türmen ſich um den Beamten, welcher wie ein Feldherr über ſeine Armee von Buchſtaben, Worten, Floskeln gebietet. Wer hatte da Zeit, um Egon de Alamor zu fragen! Dieter ſtreifte ihn nur zuweilen mit einem Blicke und fand ihn ein wenig ſtumpf, ungepflegt, trübſelig, zuweilen ſogar blödſinnig hinſtarrend. Er nannte dies im ſtillen den Winterſchlaf eines Faultieres.

Darüber wird es Neujahr, man teilt Trinkgelder aus und bekommt ſelber die und jene Zulage oder Beförderung, welche das Leben wieder heller macht, die heiligen drei Könige wandern mit Sang und Klang an dem Sterne von Bethlehem vorüber, man merkt ſpäter, daß auch der Tag es nicht mehr ſo eilig hat, zu gehen, der Schnee nicht mehr ſich ungeſtört breitmachen darf, aber dafür ſchmutzt und ſich durch Kot rächt, bis die erſten

parfümierten „Märzveigerln“ von den Blumenweibern an jeder Ecke ſchmeichelnd angeboten werden. Auf einmal iſt man gegen die treue Ofenwärme undankbar, das Herz vergißt die vielen Leichenbegängniſſe, Krankheiten und Unfälle des überſtandenen Winters, es legt den ſchweren Pelz der Ichſucht ab und verlangt Geſelligkeit, als ſeien auch ſeine eingefrorenen Quellen wieder lebendig geworden und rauſchten in der Bruſt und ſtrebten nach anderen Bächen, um ſich zum ewigen Strom der Gemeinſchaft und Menſchlichkeit zuſammenzufinden. Hoho! Es wird ja Frühling! Der Leichtſinn beginnt, und die alten törichten Seelen bekommen Schwingen und hegen Wandergedanken, Tanzwünſche, Reiſehoffnungen. Die Akten verſtummen, die Geſchäfte ſickern langſamer, denn die Schreiber haben anderes zu tun. Was gelten jetzt die alten, verſtaubten, verjährten, verkommenden, bettleriſchen Außenſtände? Jetzt wird auf den Feldern geſät, man treibt neue Unternehmungen und pflegt neue Pläne. Man beſinnt ſich plötzlich, daß der Menſch nicht wegen des Geldes, ſondern das Geld wegen des Menſchen da ſei. Und jeder kommt ſich ſelber wie ein zurückgebliebener Außenſtand vor, den der Lenz eintreibt, ſolange noch ein Blutstropfen da iſt. Und beim Himmel, wer ließe

ſich vom Lenz nicht eintreiben nach Herzensluſt, vom rufenden Amſelſchlag, vom Sonnenlachen und Frauenſchimmern! Selbſt die eingeſeſſenſten Aktenherren denken jetzt wenigſtens nicht mehr ausſchließlich im Schriftwege. Iſt einer jung, ſo tut ers mündlich und ſucht einen Gegenmund, der ältere nimmt ſeinen Buben an die Hand, oder iſt er unfehlbar ledig, ſo greift er nach dem Stekken und wandert nach dem erſten Grün, und ſei es nur ein Fichtenkranz vor einer Heurigenſchenke, der einen Frühwein verheißt, oder nach den erſten weißen Buſchwindröschen, nach den erſten goldenen Abendröten. Hoho, es iſt Frühling! Man wird geſellig und liebenswürdig und geſchmeidig, denn der Lenz macht alle Menſchen, ſo gut es nur gehen will, eifrig, ihm zu gleichen und ſei es mit einem leiſen Schmerz und einer ſtillen Verzweiflung: Ach, warum bin ich nicht jung genug, nicht ſchön, nicht frech, nicht frei genug, dir zu gleichen, dich zu haben, du zu ſein, Frühling?

In dieſer Zeit, deren heiteres Licht ſelbſt zu den Akten und Amtsleuten fiel, gab es wieder Geſpräche, man traf ſich auf den Gängen, verſammelte ſich zu kleinen Erörterungen über politiſche und andere Dinge, die kühnen jungen Leute wußten von Frühlingsabenteuern zu berichten, die wie ein

Blumenduft unverſehens um die nächſte Ecke wehen, die älteren hörten ſachverſtändig zu und genoſſen unbeteiligt den Zuſtand gelaſſener Beobachtung, neben den unbekümmerten Rufen der Menſchlichkeit läuteten gelegentlich wohlbekannte und unausbleibliche Sauglöcklein, kurz, alles Menſchliche kam an die Sonne, beſah ſich und ließ ſich beſehen. Der Verſammlungsort, wo ſich alle Amtsbrüder gelegentlich auf eine Weile zum Plaudern einfanden, war das ſogenannte Archiv, ein düſteres, mit Bücherſchränken bis an die Decke beſtelltes Zimmer, hier ſuchte man, oder gab zu ſuchen vor, was man zur Erledigung ſchwieriger Angelegenheiten und Beantwortung aller kommerziellen Rätſelfragen benötigte.

In dieſem Archiv ſtanden eben ein paar Herren im Geſpräche, als eine Dame eintrat und mit verlegenem Grüßen nach Herrn Dieter verlangte. Sofort ſtoben die dienſtbefliſſenen Höflichen davon, den Gewünſchten zu verſtändigen. Eine Dame im Amt, eine hübſche noch dazu, iſt immer Gegenſtand großer Aufregung, beſonderer Phantaſieen, Kombinationen, Erörterungen und Anlaß, alle Fühler der Diskretion auszuſtrecken.

Einen älteren Knaben, der ſeine Geſetztheit dazu benützte, weltmänniſch bei der ſchlanken Über-

raſchung zu bleiben, fragte dieſe, ob nicht auch Herr de Alamor zugegen ſei, ihr Gatte.

„O ich bitte ſehr, ich werde ihn gleich ſuchen," ſagte der Gentleman, erfreut, einen Zipfel des großen Geheimniſſes in Händen zu haben, und traf auf dem Gange den ganzen Trupp, der Herrn Dieter wenigſtens bis an die Tür des Archivs begleitete, wenn es ſchon nicht anging, ſeiner Unterredung mit der Dame beizuwohnen. „Ich wüßte nicht, was für eine Dame mich hier aufſuchen wollte, ich halte mich für unbeſcholten, aber man weiß freilich nie . . .," ſagte Herr Dieter gerade, als der ältliche Herr ganz außer Atem geſegelt kam und auf den Geſuchten prallte, neben welchem Egon de Alamor befliſſen, neugierig und vergnügt einherwandelte, wie immer, wenn es etwas Unerwartetes, ein Ereignis und Extravergnügen abſetzte.

„Es iſt ja Ihre Frau Gemahlin," ſtieß der Volldampf hervor.

Dieter wandte ſich eben nach ſeinem ſtändigen Begleiter und unausweichlichen Vertrauten fragend um, als dieſer mit einer unglaublich hurtigen Wendung davon ſchoß. Die übrigen beſannen ſich erſt noch, ob ſie ihm folgen oder bis ans Archiv dringen ſollten; Dieter konnte nichts anderes tun, als

vorläufig ſich der Dame zur Verfügung ſtellen. Er trat ein. Die Danitza ſtand in einem zwar beſcheidenen, doch anmutigen blauen Kleide hochgewachſen da, ſehr blaß, mit großen, dunkeln, etwas ſcheuen Augen. Sie ſchaute Dieter offen entgegen, aber er merkte ihrem Blicke leicht an, daß der ſich lieber geſenkt hätte und nicht eben gern der Frage eines anderen Blickes begegnete. Es herrſchte eine kleine, peinliche Pauſe, nachdem Danitza ſich vorgeſtellt hatte, bis Dieter endlich ſagte: „Gnädige Frau ſuchen gewiß den Herrn Gemahl. Er war eben noch draußen. Darf ich ihn vielleicht rufen?“

Danitza ſchüttelte den Kopf: „Ich danke ſehr, eigentlich möchte ich ihn vorläufig noch nicht hier haben, es handelt ſich vielmehr um eine Sache, die ich zunächſt mit Ihnen beſprechen möchte, wenn Sie die große Güte haben wollen, mich anzuhören und zu verzeihen, daß ich Sie beläſtige. Aber mein Mann hat mir ſo viel von Ihnen erzählt und von allen Ihren aufrichtigen Ratſchlägen, daß ich es wage. Denn ich weiß ja wirklich nicht, an wen ich mich wenden könnte.“

Dabei füllten ſich ihre Augen raſch mit Tränen. Dieter verbeugte ſich ſtumm. Die Frau begann nun gleich zu ſagen und zu fragen, was nötig war.

Seit langem hatte Egon nicht mehr regelmäßig ſein Gehalt nach Hauſe gebracht, ſondern nur nach vielen dringlichen Mahnungen erſt gegen die Mitte des Monats. Nun ſei ſie heute durch den Beſuch eines Herrn überraſcht worden, welcher die unbeglichene Rechnung jenes Geſchäftes vorgewieſen, von dem die Einrichtung ihrer Wohnung ſtammte, und äußerſt entſchieden ſofortige Zahlung verlangt habe. Da ſämtliche Möbel nur gegen Zuſicherung von Raten und mit dem Vorbehalt des Eigentums geliefert worden ſeien, würde er alles wegſchaffen und der Firma zurückſtellen laſſen, wenn nicht endlich die Teilzahlungen pünklich einliefen. Ihr Mann hatte ſie ſeiner Zeit mit dieſen Möbeln überraſcht, indem er ihr erzählte, eine bedeutende Remuneration für abgelieferte wohlgelungene Zeichnungen auf die Hand bekommen und ſogleich zu dieſem ſchönen Zwecke verwendet zu haben. Da ſie ſchon einmal ſeine Beichte unerhört großer Schulden habe vernehmen müſſen, ahnte ſie jetzt gleich nichts Gutes und ſei hierher geeilt, zunächſt Herrn Dieter zu fragen, was denn in aller Welt vorgehe.

„Mir erzählte er damals, Ihre Frau Mutter habe ihm auf ſein Drängen und inſtändiges Drohen das Geld für die Einrichtung gegeben," ſagte Dieter.

Danitza ſchluchzte auf. „Meine Mutter weiß davon gar nichts.“ Die alte Frau beſäße wohl ein kleines Vermögen, das einſt den Kindern zuzufallen beſtimmt ſei und zu anſtändigem Unterhalt, ſogar zu einer Unterſtützung ausreiche, doch keineswegs um bedeutende Summen gekürzt werden könne, ohne ihren beſcheidenen Wohlſtand aufs Spiel zu ſetzen. Die Mutter habe auf jede Weiſe ihre, Danitzas, beabſichtigte Verbindung mit Egon de Alamor zu verhindern, ja zu hintertreiben gegeſucht. Aber da ſie ſich nun einmal in ihren Mann verliebt hatte und ohnehin mit der Alten nicht ſehr gut ſtand, hätten alle dieſe Hinderniſſe nur ihren Trotz geſtärkt, und ſie habe es ſich in den Kopf geſetzt, nun erſt recht den jungen Mann gegen alle Mahnungen und Widerreden zu nehmen. Er habe ſeine baldige Anſtellung als definitiver Beamter, ſeine Beförderung und weitere Laufbahn in ſicherſte, roſigſte Ausſicht geſtellt; den Rat der Mutter, dies Ergebnis abzuwarten, habe ſie im Vertrauen auf den Bräutigam und auch in ihrer ungeduldigen Verliebtheit — ſie errötete und wandte den Kopf ab — um keinen Preis befolgen wollen, ſo machten ſie Hochzeit. Die Mutter gab ihr, obgleich gekränkt und unverſöhnlich, immerhin eine beſcheidene monatliche Unterſtützung, denn

von dem Gelde, das Egon unregelmäßig nach Hauſe brachte, auch den beſcheidenſten Haushalt zu beſtreiten, wäre ganz und gar unmöglich. Dieſe geringen Einkünfte ihres Mannes benützte ſie, um wenigſtens in kleinen Raten die Schuld zu zahlen, die er im Herbſte eingegangen.

Aber weitere Beiträge zur Einrichtung oder ähnliche große Ausgaben durfte und wollte ſie von der Mutter nicht verlangen, zumal ihre Krankheit ohnedies ein ſchweres Geld gekoſtet. Dieter konnte nicht umhin, zu fragen, ob ihr Gatte nicht doch ſeinerzeit, als er ſich um ſie bewarb, ein größeres Vermögen, eine anſehnliche Mitgift erwartet oder mit Recht vorausgeſetzt habe.

Danitza errötete wiederum und antwortete freimütig, ſeine lebhafte Phantaſie, welche keinen Widerſpruch der Wirklichkeit duldete oder anerkannte, möge ihm ſolche Hoffnungen ausgemalt haben, da ſie immerhin davon geſprochen, daß ihre Mutter von ihrem Vermögen lebe, und daß ſie ſelbſt nicht als Kaſſiererin ihre Tage beſchließen müſſe, aber wie groß ihre Anſprüche oder Hoffnungen auf Mitgift und Erbſchaft waren, habe ſie ſelbſt weder gewußt, noch ſich darum gekümmert. Da Egon von ſeinem ſchönen künftigen Amtsleben erzählt und ihre Liebe gewonnen, habe ſie auch nicht

weiter um das leidige Geld gefragt und, ſtolz auf ihren Mann, alle Einreden der Mutter mit dem Hinweis auf ſeine Ausſichten zurückgewieſen, dann, als es ihr in ihrer Ehe nicht ſo recht zuſammen ging, das Schlechte verſchwiegen und nur vom Fleiß ihres Gatten, ſeinem eifrigen Nebenerwerb erzählt, ihn und das Recht ihrer Liebe auch gegen den Zorn und das beſſere Wiſſen der Mutter verteidigen zu müſſen geglaubt. Nun aber ſei alles aus. Nichts mehr dürfte ſie hoffen, nur eine letzte, troſtloſe Gewißheit ſuche ſie noch, um womöglich wenigſtens ſeine und ihre Ehre zu retten. Und ſo wolle ſie Herrn Dieter bitten, den Schuldenſtand ihres Mannes genau auszuforſchen und feſtzuſtellen. Denn ſie wolle nicht an den Verluſten von Amtsgenoſſen des Gatten beteiligt ſein. Sicherlich habe Egon trotz allen Beteuerungen von neuem geborgt und drauflos geliehen. Ihn zu fragen und ihm etwa noch ſelbſt einen Heller zur Tilgung ſeiner Verbindlichkeiten in die Hand zu geben, wage ſie nicht mehr. Aber die Abrechnung müſſe nun ein für allemal gemacht werden. Dieter hörte ſie ruhig an, er ſprach wenig, denn er konnte ſie nicht tröſten. Wenn jemand endlich den Mut und Entſchluß zur Wahrheit gefaßt hat, ſteht es dem Teilnehmenden nicht wohl an, ihn mit hal-

ben und lauen Täuſchungen, Hoffnungen und Einreden zu entkräften. Auch widerſtrebte es Dieter, dieſen Tropf irgend zu rechtfertigen. Er verſprach darum der Weinenden, die gewünſchte Liſte unter ſämtlichen Amtsgenoſſen und etwaigen weiteren Beteiligten in Umlauf zu ſetzen und ihr genau ausgefüllt zukommen zu laſſen.

Schließlich ſagte er: „Für Ihr Vertrauen danke ich Ihnen, gnädige Frau, und hoffe, daß Sie davon beſſeren Nutzen ziehen werden, als Ihr Herr Gemahl. Da Sie jetzt einmal dabei ſind, das Unkraut auszureißen, wünſche ich Ihnen, es möchte gut und ganz geſchehen. Die erſte Erkenntnis der Wahrheit iſt immer bitterer, als was man ihr nachher zuliebe tun muß. Wir Menſchen ſind allemal Narren, Sünder, Lügner oder wie Sie es nennen wollen, damit bezahlen wir auch das bißchen Vergnügen, das wir uns verſchaffen, und leben ja doch immer auf eigene Koſten und Gefahr. Ihre Schuldliſte iſt nicht allzugroß. Sie müſſen eben denken, es ſteht darauf: Achtzehn Jahre und die erſte Liebe, nichts mehr.“

Danitza reichte ihm die Hand und nahm Abſchied, während Dieter zunächſt in den Zimmern, aber vergeblich, den Alamor ſuchte, dann die Schuldenliſte mit den Namen aller vermuteten

und möglichen Gläubiger anfertigte und in Umlauf ſetzte, worauf ſich aus den bereitwilligen Einzeichnungen ergab, daß Egon den nach der erſten großartigen Tilgung neu ergrünten Kredit herzhaft in Anſpruch genommen und eine betriebſame Schuldenfabrik in Gang geſetzt hatte, bei welcher nicht einmal der gehorſame und taktvolle Kanzleidiener ſeine Leiſtung verweigerte, indem er mit hundertundzwanzig Kronen zu Buche ſtand.

Über Egons fluchtartiges Verſchwinden verbreitete ſich eine gemiſchte, heitere und höhniſche Stimmung.

VI

Danitza war nach Hauſe zurückgekehrt und ſetzte ſich, an allen Gliedern zerſchlagen, auf den Rand ihres Bettes. Egon kam nicht. Dafür präſentierte nachmittags zuerſt der Kanzleidiener mit einer Verbeugung die Schuldenliſte, welche ſie kümmerlich lächelnd und faſt ſchon gleichgültig betrachtete. Sie gab dem Boten ein kleines Trinkgeld und ließ Herrn Dieter für ſeine Mühe danken. Kurz darauf erſchien der Vertreter der Möbelfirma, von zwei Packern gefolgt, um ſein Geld oder die ſchöne Einrichtung zu holen. Sie ſtellte ihm die Möbel zur Verfügung, worauf die Laſt-

träger in die Hände ſpuckten und die zwei hohen, ihres geringfügigen Inhalts raſch entleerten Schränke aus falſchem Paliſander mit den engliſchen Meſſingbeſchlägen ergriffen und forttrugen. Danitza räumte raſch die paar Teller, Schüſſeln und Beſtecke aus dem ſchweren Büfett auf den Boden und flugs war auch dieſes Prachtſtück weggeſchafft. Desgleichen wanderten nach und nach die Stühle mit dem gepreßten Leder und die übrigen Stücke aus, ſo daß nicht mehr als eine Viertelſtunde verging, bis die Wohnung kahl und ſtumm in ihrem alten Winter dalag. Danitza ſah ſich auf dem Rand ihres in die Ehe mitgebrachten Bettes dem dürftigen, grob gehobelten Küchentiſche, dem alten Rohrſeſſel und dem großen Koffer gegenüber, ihrem ganzen Heiratsgute und war im Grunde zufrieden, die falſche Herrlichkeit abgezogen zu wiſſen. Weshalb ſaß ſie nun da, und worauf wartete ſie eigentlich? Weshalb auf dieſem Bettrand? Sollte ſie ſich denn noch einmal in dieſes Bett hineinlegen, das für zwei zu ſchmal, und in dem der Mann wahrlich einer zu viel war? Sie ſah gedankenlos auf die ungeordnet über Tiſch, Koffer und Seſſel hingeworfenen Wäſche- und Kleidungsſtücke, auf Egons und ihre Garderobe und auf die Schüſſeln zu ihren Füßen, aus denen ſie die

Speiſe der Sorgen gegeſſen. Verlohnte es ſich, in dieſe Wirtſchaft noch Ordnung und Reinlichkeit zu bringen? Es kam ihr vor, als hätte ſie eigentlich auch ihren Gemahl nur auf Vorſchuß und Ratenzahlung bekommen und jetzt mit allen den großartigen Möbeln ſelber als eine ſchlechtgelungene Nachahmung edleren Holzes drangeben müſſen. Wäre wenigſtens das kleine Kind noch dageweſen und hätte nach ihr verlangt. Nun aber ſchuldete ſie niemand mehr irgend etwas. Was ſie gegeben, konnte ſie nicht mehr zurückverlangen: alle ihre Hoffnungen und Wünſche, ihre Jugend und Kraft, ihre Fröhlichkeit und Zuverſicht. Sie hatte den Sommerhut noch von ihrem Ausgang her auf dem Kopf behalten, den Sonnenſchirm in der Hand, wie ſie vom Amt hierher gekommen war. Ebenſo erhob ſie ſich wieder, faltete die ſchöngeſchriebene Schuldliſte auseinander, legte ſie zu oberſt auf den Küchentiſch und verließ die Wohnung. Auf dem Hausflur gedachte ſie zuerſt, die Türe nach Gewohnheit ſorgfältig hinter ſich zu ſchließen, als ihr aber einfiel, daß Egon dann etwa nicht hineinkönnte, wenn er zurückkäme, hing ſie den Schlüſſel an die Klinke und ſtieg die Treppe hinab. Sie fand ſich auf der Straße im vollen Sonnenſchein unter eilenden Leuten, die im hei-

teren Licht alle ganz unbeſorgt ſchienen. Unwillkürlich ſchloß ſie ſich dem Strom der Menſchen an, der ſich gegen den Ring vorwärts ſchob, folgte ihm über den Donaukanal, denn die Menge ſtrebte dem Prater zu. Aber auf dem Praterſtern beſann ſie ſich, daß ſie doch in der Hauptallee wahrlich nichts zu ſchaffen hatte; ſo bog ſie in jene Straße ein, welche, von Laſtfuhrwerken durchdröhnt, an den Kohlen- und Frachtenhöfen der Nordbahn vorbei zur Reichsbrücke führt. Auf dieſem öden Wege war alles traurig und gottverlaſſen, wie ſie ſelber, die hohen, nachläſſig gebauten Mietkaſernen, die kleinen Holzhütten, ärmlichen Gaſtwirtſchaften, die ächzenden Kohlenfahrzeuge, die eilenden und läutenden elektriſchen Tramwaywagen. Die Sonne brannte heiß, aber es fiel der Danitza nicht einmal ein, ihren Schirm aufzuſpannen, ſondern ſie ging unabläſſig weiter, einerlei wohin, einerlei warum.

So fand ſie ſich mit einemmal auf der mächtigen Brücke über der breiten, gelaſſen hinſtrömenden Donau. Im Hafen lagen große, weiß geſtrichene Dampfer neben Flößen, Kohlenſchiffen und Schleppern. Auf der anderen Seite aber glänzte das Waſſer im Licht, während der Leopoldsberg in ſchönem Schwung zum Strome abfiel und weiterhin eine ſtrahlende Landſchaft offen lag. Als

ſie die blaue Linie dieſer Höhen ſah, lächelte ſie, ohne es zu wiſſen, und ging weiter längs der Reichsſtraße, die nun durch Gehölz inmitten toter Donauarme rüſtig in die Ebene hinausſtrebte.

Doch ſtörte ſie der Lärm und die ausgeſetzte Bewegung der Wagen und Leute, weshalb ſie einen Seitenweg einſchlug, der in die ruhigen Auen führte, welche ſich mit Baumgruppen und Geſträuch, dann mit Wieſenflecken und ſandigen Dämmen an dieſer ſtillen Uferſeite ausbreiten. Sie ging zuerſt auf einem mäßig hohen, aufgeſchütteten Weg und begegnete keinem Menſchen, kam hierauf durch immer dichteres Buſchwerk, bis ſich unverſehens eine freie Fläche eröffnete mit dem Ausblick auf eine ganz abſonderliche Stätte. Sie mußte unwillkürlich an eine Kolonie denken, und dieſes kleine, der Au und dem Wald eben erſt abgewonnene Stück Bau-, Acker- und Gartenland des war in der Tat nichts anderes, als ein in ſolcher Nähe der Großſtadt wahrhaft wunderliches Gleichnis urſprünglichen Gemeinlebens, eine dürftig einfältige Anſiedlung unweit aller Rieſenbauten, Straßen, Eiſenbahnen und techniſchen Werke und dabei einſam wie die Dorfſchaft von Ausgewanderten im Urwald.

Dieſe Auen gehören dem Stifte Kloſterneu-

burg, wie ſo mancher Beſitz längs der Ufer des Stromes weithin und ſeit Jahrhunderten unter der geiſtlichen Herrſchaft ſteht. Es iſt noch nicht allzulange her, daß die Regulierung der Donau dieſen ſchmalen Landſtrich hinreichend vor Überſchwemmungen geſchützt, welche ihn vordem im Frühjahr oft unter Waſſer geſetzt. Sowohl die bedrohte Lage, als auch die Beſchaffenheit des beweglichen Sandbodens, der ſchwere Stadtbauten kaum zuläßt, zumindeſt nicht begünſtigt, ſowie die unbekümmerte Wirtſchaft der geiſtlichen Grundherren ließen das ganze Augebiet, wie nahe es auch der Stadt lag, ungeſtört als ſolches beſtehen. Es blieb ein Jagdrevier, bevölkert von Stromvögeln, Haſen und vielleicht von kleinen Raubtieren und dergleichen billigen Opfern für Büchſen und ſtreichende Hunde. Erſt in den letzten Jahren nahm infolge der Verſcheuchung des Wildes durch den Lärm der ringum vordringenden Stadt die Jagdbarkeit ſo beträchtlich ab, daß dieſer und jener Flecken um einen beſcheidenen Zins verpachtet wurde, der gerade nur eine Anerkennung des Eigentums bot. Schier von ungefähr hatten ſich ein paar Menſchen hier eine Stätte bereitet, zumeiſt Arbeiter aus den nahe gelegenen ſtädtiſchen Betrieben, Bauhandwerker, Schwerfuhrleute, Tram-

waykutſcher, Donauſchiffer, Bedienſtete der techniſchen Unternehmungen, die, etwa vom Lande ſtammend, den Zuſammenhang mit einem noch ſo dürftigen Stückchen Boden nicht entbehren können und mit dem urſprünglichen Mut zur ſauren Arbeit, mit der Nötigung zur Entbehrung auch die Luſt bewahrt hatten, mit ihren Händen ſelbſt ſich ihr Dach zu zimmern, ihr Gemüſe und ein paar Blumen zu bauen und ein eigenes Haus, eine eigene Wirtſchaft gleichſam aus dem Nichts aufwachſen zu laſſen.

So ergab ſich denn dies Bild einer Rodung und eines dürftig, aber freundlich aufgrünenden kleinſten Gemeinweſens. Da beſtimmte kein hochfahrender und weitſchauender Stadtplan Straßenzüge, Kanaliſation, Beleuchtung, Kirchen- und Schulbau und all das Um und Auf des großartigen Maſſenunfriedens, ſondern die Lage der einzelnen Hütten gegen Wind und Sonne, die beſcheidenen Bedürfniſſe bedingten nur zwei gekreuzte Wege, welche etwa in die vier Himmelsrichtungen gingen und die kleinen Baracken zu einem loſen Ganzen ſowohl verbanden, als auseinander hielten.

Langſam wandelte Danitza an dieſen Wohnſtätten vorbei. Die Menſchen hier waren wohl

nicht viel anders als Vögel, die ihr Neſt bauen, indem ſie von überallher zuſammentragen, was ſich verwenden läßt: ein Endchen Tuch, einen Faden Wolle, einen Splitter Holz, einen Halm und, wenn es ſie nach Glanz gelüſtet, einen meſſingenen Hoſenknopf oder dergleichen. So beſtanden auch dieſe Häuschen aus den dürftigſten Reſten und Teilen, die, in der Großſtadt unbeachtet, weggeworfen, auf dem Müllhaufen lagen, bis einer dieſer Neſtvögel ſie auflas oder zuſammenbettelte. Alte verwitterte Ziegel zu Haufen geſchichtet, verkümmerte Fenſterkreuze, Dachpappe, Balken und morſche Bretter waren ſorgſam zu Vorräten geſtapelt und kamen hier zu neuen Ehren wie überraſchende Koſtbarkeiten. Aus ſolchem armſeligen Material waren ſchon viele Behauſungen aufgerichtet. Vier Holzwände, geteert oder mit Kalk beworfen, mit Dachpappe gedeckt, aus welcher ein verbogener eiſerner Rauchfang hervorſtieg, der ehemals etwa auf einem Fabrikſchornſtein geſeſſen. Aber in dem kleinen Raum brannte ſchon ein Ofen, kochte ſchon eine Suppe oder ein Kaffee, denn ein blauer Rauch kräuſelte ſich in die Luft. Eine alte Tür öffnete ſich ins Freie und war von unten bis oben mit Blechſchilden gepanzert, wie ſie von verſchiedenen Firmen zur dauerhaften An-

preiſung ihrer Erzeugniſſe ausgegeben zu werden pflegen. Man ſah einen Neger, der die weißeſten Zähne fletſchte, neben einem vergnügten Jungen, der mit der großartigſten Wichſe von der Welt einen glänzenden Stiefel bürſtete und dergleichen praktiſche Gemälde mehr. Hier dienten dieſe offenbar von Gewerbsleuten im Überdruß weggeworfenen Blechſchilde ſowohl zum Schmuck als zur Verſtärkung der morſchen Türen und Wände. Um jedes Häuschen war ein kleiner Flecken eingezäunt, denn der Ärmſte hat immer noch dies und das, was Neid erweckt und geſtohlen werden kann, und hätte er nichts als das bißchen Boden und Elend, ſo bleibt ihm der ſtrenge Wille, das Seine vor der Welt zu bezeichnen und einzugrenzen. Auch dieſe Umfriedung war wieder aus einer Art Strandgut hergeſtellt, nicht höher als eine Elle liefen alle Latten, ſo viele gerade zu Gebote ſtanden, durch roſtige Eiſenreifen verbunden, dann waren ehemalige Staketen verwendet, daneben gar nur allerhand verdorrtes zuſammengeſtecktes Aſtwerk und Geſtrüpp. Innerhalb der Zäune aber lebten Gärtchen mit Bohnen, Kartoffeln, Vergißmeinnicht und Stiefmütterchen, an Holunderbäumen vor Gebüſchen waren Ziegen angebunden, Hühner liefen auf den Sandwegen und Hunde bellten.

So ſahen alle dieſe Wohnhäuſer aus, nicht ohne daß jedes die Unterſchiede der menſchlichen Anlagen, ja ſogar vergleichsweiſe erheblicheren oder geringeren Wohlſtandes deutlich verriet. Da gab es größere mit zwei oder drei Räumen, mit einem Verſchlag für die Ziegen und einem aus altem Drahtgitter gebildeten Hühnerhof, unfertige, die neben einem vollendeten den Anbau eines Zimmers zeigten, der zu Ende gebracht werden ſollte, wenn der Beſitzer Zeit und Material genug fand. Einſtweilen blieben die Balken eingerammt und der Dachſtuhl vorgerichtet, während auf dem Boden noch das Gras wuchs. Da war ein Häuschen aufs ſorgfältigſte geweißigt, ein Bild beſcheidenen Behagens, gegen Oſten von einer Veranda geziert, ein anderes beſtand aus Holz und war ganz dunkel und geheimnisvoll anzuſehen, wie ein Rätſel ſelber. Überhaupt gab es welche, die ſich gegen den Wald zurückzogen, und wieder andere, welche die Sonne ſuchten. So mochte aus den einen ein Geſchlecht mit finſteren Schickſalen, aus den anderen Menſchen von heller Einſicht hervorgehen. Und ſelbſt den Beginn der Kunſt konnte man in einer Wand an einer ſorgſam ausgewölbten Niſche wahrnehmen, welche darauf wartete, bis der Eigentümer ein Gipsfigürlein der Muttergottes bekam

und vielleicht auch das nötige Glas, die buntbemalte Heilige zu bergen. Überall beſtimmte Art und Umfang der dürftigen erbeuteten Beſtandteile Grundriß und Größe der Anlage. Die Häuſer waren ſo recht um ein altes Fenſter, um eine gefundene Tür gebaut, oder nach den verfügbaren Metern Dachpappe geraten. In den Gärtchen ſah man Frauen und Kinder beſchäftigt, Männer aber wenige, denn die hatten wohl noch bei ihrer Stadtarbeit zu tun. Durch dieſes in ſeiner Einfalt doch nach der Verſchiedenheit alles Menſchentums abgeſtufte ſtille Bild genügſamer und ſchöpferiſcher Armut wandelte unſere ausgeplünderte Danitza und wünſchte ſich zum erſten Male in ihrem Leben, ſo nach Luſt arm ſein zu können, wie dieſe Leute hier, aber wie dieſe auch ein ruhiges Dach über einem ruhigen Herzen zu wiſſen. Wahrlich es gibt nichts, das gering genug wäre, von einem Geringeren nicht noch begehrt zu werden. Baue ein Tor, himmelhoch, es gibt immer einen Übermut, der ſich daran die Stirne blutig ſtößt, und laß ein Pförtlein noch ſo niedrig ſein, es gibt immer eine Beſcheidenheit, die gern und frei und gerade hindurchgeht. Nun hatte auch dieſe Anſiedlung, wie jede, ihren Adel und eine Großartigkeit, einen Palaſt auf ſeine Manier. Danitza kam zu dieſem Ge-

bäude, deſſen Stirn die weißen geſchriebenen Lettern „Jagdfarm" trug.

Es lag etwa fünfzig Schritte von den übrigen entfernt unter den hohen Pappeln des noch ungeholzten Waldſtrichs, durch eine dreifache Umzäunung von dem Forſt, aber auch nur andeutungsweiſe getrennt, denn die äußerſte beſtand aus einem meterhoch laufenden Stacheldraht, die zweite aus einer ſpärlich und ſchlecht geratenen Hecke, die niemand abhalten konnte, die innerſte ſchließlich aus einem Drahtnetze, welches ſo hoch über dem Boden gezogen war, daß das Geflügel bequem durchzuſchlüpfen vermochte. Welche Mannigfaltigkeit nun innerhalb dieſes Gevierts!

Zuerſt das Haus, ineinandergewürfelt und aufeinandergeſtellt wie aus vielen Schachteln, deren jede ihre Unabhängigkeit anzeigte, doch mit den übrigen verbunden ein merkwürdiges Ganzes ergab. Der Urſprung der Anlage wie überall die Küche, in deren Fenſter man hineinſah, war gerade groß genug, einen Herd und einen Menſchen zu enthalten. Aus ihr ging ein Vorräumchen einerſeits unmittelbar ins Freie, anderſeits in das Nebengelaß. Dieſes und die anſtoßenden Teile waren ähnlich wie die Kojen eines Schiffes neben- und übereinander gelagert, jedes eigentlich unter einem

beſonderen Dache. Den einen Raum deckte das Wellblech eines ehemaligen Kapitänsplatzes, einen anderen das Oberlichtfenſter einer einſtigen Schiffskajüte, die übrigen ein ſpitzer Dachſtuhl, der mit geteerter Pappe bezogen war. Längs der Wände aus altem braunem Holze liefen ſenkrechte weißgeſtrichene Latten, und auf den Brettern der weißen Fenſterrahmen ſtanden blühende Topfgewächſe. Ein Hausteil trat heraus, ein anderer hielt ſich zurück, zwiſchen zwei ſolchen Vorſprüngen war durch Querlatten eine weite Laube gebildet, die, wenn der angepflanzte, jetzt noch ſchüchterne Wein gedieh, ſpäter einmal eine grüne Veranda ergab. Das höchſte Dach enthielt einen Taubenſchlag, und längs aller Geſimſe führten Leitern als Übungslaufbahn für die ſpazierengehenden Vögel. Dies Wohngebäude war ſo mannigfaltig und ſeine Glieder griffen ſo ſinnreich ineinander, daß lange Zeit dazu gehört hätte, die Bedeutung aller Einzelheiten, jede ſcheinbar ſchrullige Beſonderheit in ihrem Zwecke zu würdigen. Denn wie die kleinen Häuschen draußen war auch dieſes von ungefähr und nur mit dem jeweils Verfügbaren zuſammengeſtoppelt worden. Aber eine reifliche Überlegung wußte den Zufall zu verwerten und die Willkür des Gegebenen der Notwendigkeit durchaus zu

unterwerfen. Unſerer unerfahrenen Betrachterin fiel es allerdings ſchwer, die geheime Ordnung eines ſolchen launenhaften Weltganzen herauszufinden. Auch in der Umgebung des Gebäudes gab es die ſinnreichſten Spiele der Ausnutzung, etwa einen tief in den Sand gegrabenen Keller, der von einem niedrigen Ziegelgewölbe knapp über dem Erdboden gedeckt war, eine alte Tonne, die als Hundehütte diente, ein Stück ehemaligen Gartengitters, vor welchem eine Bank wie in einer Niſche ſtand, ein Hohlraum aus Geſtrüpp zur Unterkunft für die Hühner bei Regen. Auf ein weiland Kanalrohr war ein Brett gelegt. Das ſtellte einen Tiſch vor. Inmitten des Hofes ſah man einen Brunnen, deſſen Röhre, in den Boden gerammt, mittels ihrer Pumpe das reichliche Grundwaſſer emporſaugte, während der Überfluß, in eine kleine Bodenvertiefung geleitet, den erforderlichen Gänſe- und Ententeich füllte. Die Jagdfarm war nämlich ſo recht eigentlich ein Geflügelhof und Paradies. Da ſchrie und flatterte es durcheinander und vermehrte die ſchwebende Verwirrung des wunderlichen Bauweſens.

Eben ſtiegen drei graue Perlhühner wie zierliche Jungfern durch das Gras und ſchlüpften in die innerſte Umzäunung. Ein Truthahn kollerte. Tau-

ben wandelten auf ihren Leitern und ließen ſich in rauſchendem Flug auf den Boden nieder. Ein Trupp Gänſe wackelte nach dem Teichlein. Ein Mann ſchaffte im Hof unter dem Federvieh. Er ſtreute gerade Futter. Die Tauben ſtießen hinzu, die Hühner eilten herbei. Aber da hatten zwei Pfauen, bisher kühl abſeits ſich ihrer Schönheit erfreuend, mit ihrem Fächer den Boden gefegt und wollten nun mittun. Die unnützen Prunkvögel verſtanden es recht gut, ſich ihres faulen Daſeins zu erwehren, im Nu gab es ein Klagen unter den Tauben und Hühnern, Federn flogen in der Luft, denn die Pfauen ſtachen mit geſchickten Schnäbelhieben die Nebenbuhler weg und erhoben darauf mit bedeutendem Schwung ihre edlen Hälſe.

Danitza wandelte ſchauend und ſtaunend um die Farm bis an den Eingang. Dieſer öffnete ſich mit einer Brücke über einem Graben. Ein ſcheckiger Jagdhund bellte eindringlich, aber nicht überlaut, er meldete, und als Danitza ſtehen blieb, fuhr er fort zu fragen und zu warnen, endlich kam der Bewohner der Farm herbei, nahm die Fremde wahr und beruhigte ihn. Nach all dem ſonderbaren Anblick erſchien es der Danitza gar nicht weiter erſtaunlich, als er ſie mit einer Gebärde zum Nähertreten einlud. Sie folgte ohne weite-

res, wenn auch zögernd dem hochgewachſenen, gebräunten, hemdärmeligen Manne.

Er ſagte: „Wollen Sie ſich meine Sachen näher anſchauen? Bitte.“ Und nun führte er Danitza durch das ganze Haus- und Hofweſen, ohne viel zu ſprechen, auf die beſonders eigentümlichen Einzelheiten deutend, wobei er ihr jeden Raum aufſchloß, zuletzt ſogar ein gewiſſes Örtchen, mit Modebildern und Figuren eines alten Damen-Journals tapeziert, in welchen ſie Idealgeſtalten der angeblichen eleganten Welt zum Schmucke eines der ſinnigen Betrachtung gewidmeten Lokales dienen ſah. Aber indes Danitza vor allem die Ballkoſtüme, Federhüte, Schneiderkleider wahrnahm, machte er ſie auf die bei weitem wichtigere ſinnreiche Verwendung der Dachrinnen aufmerkſam, die, vom ganzen Hauſe hier einmündend, ihr Waſſer einem Behälter ablieferten, welchem die nötige Spülung oblag, ſo daß auch der Regen paſſend ausgenützt wurde.

Bei dieſem Rundgange war es ſpät geworden und dämmerte ſchon. „Wollen Sie mir jetzt mein Geflügel einbringen helfen?“ fragte der Mann. Und da hatten ſie genug zu tun, die Hühner in ihren Stall zu nötigen. Dieſer war, aus Latten und Drahtgeflecht gebaut, in eine Ecke der Haus-

wand geſchmiegt, derart, daß zwei Schamotte-platten an ſeiner Front aufgehoben, den Eingang öffneten, niederfallend abſchloſſen. Der Farmer ließ Danitza aus der Schürze, die er angebunden trug, zwei Hände voll Körner faſſen, welche ſie auf ſein Geheiß von oben in den Schlag ſtreute. Da es im ganzen Hofe kein einziges Stückchen Futter mehr gab, bequemten ſich die Hühner end-lich in den Kotter. Die Pfauen ſchwangen ſich ſchwerfällig und langſam empor und erſtiegen die Wipfel der Pappeln, denn ſie hauſten dort oben.

So kam ſachte das Treiben zur Ruhe. „Nun wollen wir auch unſer Futter," ſagte der Herr, und Danitza konnte gar nicht Abſchied nehmen, wie es ſich jetzt gehört hätte, denn er bat ſie, aus dem Keller Butter und Eier zu holen, welche letz-tere ſie am Herde zu einer Omelette verarbeiten ſoll-te, wenn ſie ſo gefällig ſein mochte. Aus einer Ecke zog er ein Bündel Holz und machte ſich daran, es mit der Hacke zu zerkleinern, während Danitza vor dem Block allmählich in ihren Armen die nötige Feuerung aufnahm. Damit ging ſie dann in die Küche und rich-tete den Herd zu, in welchem das dürre Holz gaſtlich knatterte. Dann praſſelte das Fett in der Pfanne, und die großen Eier ſchwammen mit den ſchönſten gelben Augen. Danitza lachte innerlich über dies

Abenteuer und ihre Arbeit, ihr alter Menſch zupfte ſie am Rock: was ſoll das, was haſt du hier zu ſuchen, ſchau, daß du weiter kommſt! Aber ihre neue Freiheit und Erlöſung und Müdigkeit wieſen ihn zurecht: Laß mich in Frieden, iſt's nicht eins, wo ich bin, wohin ſoll ich denn ſonſt? Ich möchte doch einmal ſehen, wo die Sache hinausläuft mit dieſem Vogelkäfig und mit mir.

Dabei war ſie mit ihrer Eierſpeiſe fertig geworden und trug ſie in den Hof, wo der Farmer ſchon ein blaugeblümtes Tiſchtuch über die Platte auf der alten Kanalröhre gebreitet, zwei irdene Teller, zwei hörnene Eßbeſtecke, einen Laib Brot, ein Salzfaß, eine Butterdoſe aufgeſtellt hatte. Er lud ſeinen Gaſt ein, neben ihm Platz zu nehmen. Danitza ſetzte ſich. Er holte aus dem Keller noch zwei Flaſchen Bier, wuſch zwei große Gläſer am Brunnen und goß ein. Er ſchnitt zwei mächtige Scheiben Brotes und beſtrich ſie ordentlich mit Butter. Bei dieſem Anblick ſpürte Danitza erſt ihren guten Hunger und griff tüchtig zu. Es dünkte ſie, noch niemals in ihrem ganzen Leben ſo köſtlich geſpeiſt zu haben. Und läuft denn nicht ſo manches Menſchen- und Abendglück, wo es am beſten ſich anläßt, auf ein ſorgloſes Butterbrot nach Sonnenuntergang hinaus? Sie achtete

nicht einmal darauf, daß der Farmer ſie vorſichtig und prüfend betrachtete, während ſie tapfer aß. In der Dämmerung breitete ſich langſam die feuchte Kühle des nahen Waſſers aus. Plötzlich ſagte der Herr: „Es wird Ihnen kalt werden, Sie haben nichts Warmes mitgenommen.“ Danitza ſah verlegen an ihrem modiſchen leichten Sommeranzuge und dem überflüſſigen Sonnenſchirmchen, das neben ihr lehnte, hinab und fröſtelte. Mit einem Satze ſprang der Farmer ins Haus und brachte gleich ein altes, großes, geſtricktes Wolltuch, das er über ihre Schultern legte, und unter deſſen Schutz ſie ſich doppelt angenehm gewärmt und geſtärkt fühlte. Danitza duldete Speiſe und Trank, Abend, Kühle und Gaſtfreundſchaft und Wolltuch, wie eine unverhoffte Pflege. Als ſie aber endlich mit dem Eſſen fertig war und gleichſam von innen her ſich einen Ruck geben wollte, um aufzuſtehen und dem Ungefähr ein Ende zu machen, brachte ſie in ihrer Müdigkeit gerade nur zuwege, aufzuſchauen und den Blick ihres Gaſtfreundes zu treffen, der eine Pfeife in Brand geſetzt hatte und in Gedanken den blauen Rauch vor ſich hinblies.

Er ſagte: „Jetzt werden Sie wohl irgendwo ſchlafen müſſen.“ „Ach ja, ich will in die Stadt

zurück!“ antwortete Danitza verlegen und ſah zu Boden.

„Es iſt ſchon zu ſpät für den weiten Weg. Auf dem Damme hauſt ein Lumpengeſindel. Sie kommen da nicht leicht zurecht. Es hat keinen Sinn, jetzt zurückzuwandern. Wenn Sie vorlieb nehmen wollen, kann ich Sie ganz gut in meinem Hauſe beherbergen. Unterm Dach habe ich noch eine Bodenkammer mit einem Bett. Dort werden Sie ruhig ſchlafen, und in der Früh wecken die Hähne Sie auf.“

„Aber wie kann ich denn?“

„Ach, da iſt weiter nichts zu ſagen, wir machen keine Geſchichten. Kommen Sie nur.“

Beim Aufſtehen ſpürte ſie erſt, wie bleiern die Müdigkeit auf ihr lag. Sie hätte keine zwanzig Schritte tun können. Alſo folgte ſie ihm in das Vorräumchen, wo er von der Wand eine Handlaterne nahm, deren Kerze er vorſichtig anzündete. Er ſchritt ihr voran durch die drei winzigen Stuben, die ſie bereits kannte, und wies in der dritten mit hocherhobnem Lichte auf eine Holzleiter, die durch eine Luke in den Dachraum führte.

„Da müſſen Sie hinaufſteigen, vorſichtig mir nach!“

Sie ſchürzte ſich und kletterte über die Sproſſen

ſachte empor, während er die Klappe oben offen hielt, welche in das Bodengelaß mündete. Nun ſtanden ſie beide in einem Raum, der außer einem Bett, über welchem ein Spiegelchen hing, und einem Wandſchrank nur mit Mühe zwei eng nebeneinanderſtehende Leute umfaßte, von denen einer unter dem ſchrägen Dach ſich bücken mußte.

„So, da iſt Ihr Bett. Legen Sie ſich nur hin, es iſt friſch bezogen, ich wollte ſchon lange jemand zur Hilfe für die Wirtſchaft aufnehmen, weil meine Frau geſtorben iſt. Darum iſt der Verſchlag bereit. Doch darüber können wir morgen weiter ſprechen. Gute Nacht.“

Und damit hob er auch ſchon die Bretterluke auf und tauchte nieder und verſank mit ſeiner Laterne, mählich die Leiter hinabſteigend, und ließ endlich die Bodenplatte hinter ſich zufallen.

Danitza warf ſich, raſch entkleidet, auf das Bett und verſank in den tiefſten traumloſen Schlummer.

In aller Frühe erwachte ſie von den mächtig rufenden, grüßenden, antwortenden Hahnenſchreien, oder von dem vollen Morgenlicht, das durch die kleine Glasluke vor dem Bett in den Verſchlag ſchien.

Sie öffnete die Augen, blinzelte und beſann ſich, wo ſie war und was dies wunderliche Quar-

tier wohl bedeute. Da pochte es auch ſchon an der Bodenplatte.

„Ja," rief ſie und zog beſchämt die Decke über ihr Geſicht.

„Sind Sie ſchon wach?" hörte ſie den Farmer fragen.

„Ja."

„Wenn Sie vielleicht dableiben wollen, habe ich Ihnen ein Gewand mitgebracht, denn in Ihren Kleidern können Sie nicht arbeiten. Es iſt von meiner Frau. Sie brauchen ſich nicht zu ſchämen. Ich will's Ihnen reichen. Dann kommen Sie und waſchen ſich beim Brunnen."

„Ja," ſagte ſie, und ſchon langte durch die halbgeöffnete Luke des Farmers Arm mit einem Bündel, das ſie vom Bett aus ergriff. Dann fiel die Platte wieder zu. Raſch fuhr ſie auf, löſte ihr Haar, kämmte es mit den Fingern zurecht, ſteckte es in einem großen Knoten auf und zog eilig das neue Gewand an: eine blaue, weite, kurzärmelige Bluſe, einen Leinenrock, mit Bändern umzugürten. Solche Tracht hatte ſie freilich noch nie angehabt, aber alles roch nach friſcher Wäſche, es fehlte kein Knopf an der Bluſe, und ſo wollte ſie ſich nicht ſchämen, mochte auch ihr Hals weit hervorſchauen und ihre mageren Arme.

So angetan, kletterte ſie über die Leiter hinab. Sie fand weder im Hauſe unten, noch im Garten den Herrn und konnte mitten unter dem ſchreienden Federvieh wohl unbemerkt an den Brunnen gehen, ſich waſchen. Dort war über das Laufrohr ein Handtuch gelegt, ein Stückchen Seife daneben. Sie ſchöpfte ſich Waſſer, und das tat dem Geſicht, dem Hals, den Armen gar wohl. Als ſie fertig war und ſich umſchaute, ſtand der Farmer ſchon vor dem Häuschen, und der Tiſch war bereits zum Frühſtück gedeckt. Er begrüßte ſie und es fand ſich von ſelbſt, daß ſie wieder neben ihm Platz nahm und zugriff. Diesmal dauerte es aber nicht ſo lange, wie geſtern am Abend. Denn er verzehrte eilig ſeine Mahlzeit und ſie ſputete ſich. Als ſie fertig war, ſagte er: „Wenn Sie nichts dagegen haben, können Sie hier bleiben und meine kleine Wirtſchaft führen, im Garten und beim Geflügel helfen, was es gerade zu tun gibt. Sie hätten mein Eſſen zu kochen. Viel iſt's ja nicht. Das Gemüſe und die Eier haben wir ſelber, das Fleiſch bringt der Burſch ins Haus. Das andre kauft man beim Krämer ein. Der wohnt ganz draußen an der Sandgrube, Sie werden ſchon ſehen. Um mich haben Sie ſich ſonſt nicht weiter zu kümmern. Meine Kleider und

Schuhe putz ich mir ſelber. Aber im Garten kann ich ſchon eine leichte Hilfe brauchen. Ich habe nämlich auch draußen ein kleines Grundſtück, wo ich Gemüſe baue. Meine Frau hat dazu eine gute Hand gehabt. Sie werden noch alles lernen und zuwege bringen. Wegen des Lohnes dürften wir uns nicht ſtreiten, wenns Ihnen ſonſt recht iſt."

Danitza konnte nicht ja, noch nein ſagen, aber da ihr dies Leben, Hof und Haus, die Müdigkeit am Abend, das ſtille Eſſen, der tiefe Schlaf, die heitere Morgenfrühe wohlgetan hatten, und da ſie ja weder etwas Beſſeres, noch etwas Schlechteres, überhaupt gar nichts mit ſich anzufangen wußte, räumte ſie ſtillſchweigend den Tiſch ab, faßte die Milchgläſer, das Brot, tat das rotgeblümte Tiſchtuch zuſammen, beutelte es aus, ſo daß die Hühner gierig nach den Broſamen pickten, und ging ins Haus. Mit dem ſicheren Blick jedes wirtlichen Frauenzimmers fand ſie in der Küche ein heilloſes Durcheinander. Der Farmer ging ohne weiteres ſeinen Geſchäften nach, und ſie hatte Zeit ſich umzutun, alles Vorhandene anzuſehen, ihre Geſchäfte zu erkennen und über ihre neuen Pflichten einen erſten Überſchlag zu machen. In dem Häuschen gab es alſo neben der Küche drei winzige, mit reinlichem Gerät gefüllte Stuben,

in einer ſtanden zwei truhenartige, blaubezogene Lager nebeneinander, von denen nur eines offen war, in welchem der Farmer ſchlief. Sie ſchüttelte die Federkiſſen und breitete das ganze Bettzeug über das offene Fenſter. In der zweiten gab es zwei nußbraune Schränke, eine Kommode mit gehäkelter Decke. An der Wand hing unter Glas und goldenem Rahmen ein Myrtenkranz, das Denkzeichen von des Farmers Ehe. Und daneben die Photographie wohl dieſer verſtorbenen Frau, ein ſtilles, freundliches Antlitz unter ſchlichtem, geſcheiteltem Haar. In der dritten Stube fand ſich eine Hobelbank, die zugleich als Tiſch diente, an der Wand Sägen, Werkzeuge aller Art, und auf einem Bord Gläſer mit Sämereien. In der Küche hatte ſie mehr zu ſchaffen, putzte das Geſchirr, die Töpfe und Teller und Gläſer und ſtellte das Eſſen zurecht: Waſſer, Gemüſe und Fleiſch zu Suppe und Zukoſt. Den Holzvorrat wußte ſie bereits in ſeiner Hausecke und richtete ſich ſelbſt mit dem Beil die nötige Feuerung zu.

Bis ſie in dieſer Zwergwirtſchaft Ordnung gemacht hatte, war es doch ſchon heiß und ſpät geworden. Die Sonne brannte ordentlich auf die ebene Gegend nieder. Aber es tat der Danitza wohl, zu ſchaffen, ſich zu rühren und ohne viel

Nachdenken alles Erforderliche zu beſorgen, indes die Luft um Hals und Wangen und durch die weite Bluſe fuhr, welche um ihren mageren Körper ſchlotterte. So hatte ſie nicht einmal Zeit, ſich nach dem Geflügel und dem Herrn umzuſehen, die Suppe ziſchte im Topfe und das Fleiſch war gar, ſie trug die Speiſen auf den Tiſch vors Haus, und von ferne läutete es Zwölf. Der Farmer kam und ſie aßen wieder. Es wurde kein Wort geſprochen.

Nachmittags — ſie hatte bald das Geſchirr gewaſchen — ſollte ſie im Garten helfen. Der Wirt führte ſie ein Stück weiter zu einem ſonnigen, umzäumten Geviert, das unter den übrigen kleinen Plätzen lag, da bekam ſie allerhand leichte Arbeit. Und wieder war es Abend und Nachtmahlzeit wie geſtern. Wieder fiel ſie oben in ihrem Verſchlage in den eiligſten, herrlichſten, traumloſeſten Schlaf. Und was am erſten Tage unerhört, ein Abenteuer und unverantwortliche Laune ſcheint, wird am zweiten vertraut und leicht genommen, am dritten ſelbſtverſtändlich und nach einer Woche eine neue, ſtarke Pflicht. Sie iſt unverſehens in den Kreislauf eines Arbeitsuhrwerkes eingeſtellt, wie die Hähne, die morgens zu ſchreien haben, wie die Hühner und Enten und Gänſe und Tauben und

Pfauen, die ſcheinbar zwecklos durch den Hof ſtreifen und Körner ſuchen, aber ſehr pünktlich ihre Eier legen, ſchließlich gerupft und im Topf geſotten oder verkauft werden und auf ihre Weiſe von der Erde kommen und zur Erde kehren.

Dies Leben und Tun aber ſchlug ihr ſo trefflich an, daß ſie nicht einmal wußte oder ſpürte, wie ihre Wangen wieder rot, ihre Arme feſt und braun, ihre Augen hell wurden und ihr Mund ſtatt eines bekümmerten und verächtlichen ein frohes und herzliches Lächeln annahm.

Sie merkte nicht einmal, wie ſie gar bald im Garten ſtatt einer vollen Gießkanne deren zwei in jeder Hand faſſen und tragen konnte, wobei ſich ihre Bruſt ſtraffte und wölbte und das Haupt kühn zurückbog.

Aber der Farmer ſah es wohl, wie ſie gedieh gleich einem ſeiner Beete oder einem fein umherſtelzenden Perlhuhn, wie ſie einen feſten Schritt und Tritt bekam und zuverſichtlich ihre Arbeit tat. Er ſprach nicht viel und fragte nichts. Und auch ſie erfuhr von ihm nichts weiter, als was ſie ſah, daß er im Garten ſein Hausgemüſe und ein bißchen Zwergobſt, und zum Vergnügen ein paar Roſenſträucher und Blumenbeete zog, im Hof aber als Geſchäft und Hauptſache die Pflege

des Geflügels betrieb, von welchem er allwöchentlich einem Händler etwa ein Dutzend abgab. Aber die Roſen und das Gemüſe und die Pfauen, Tauben und die weißbehoſten Hühner merken es auch nicht, wenn der Farmer ſie wohlgefällig oder beſorgt anſchaut und dies oder jenes als notwendig erkennt und mit ſich berät.

So wußte auch die Danitza nicht, daß der Herr ſie gelegentlich anſah oder ihr nachblickte, wenn ſie durch die ſchmalen Wege längs der Beete des ſonnigen kleinen Gartens ging, zwei Gießkannen in den Händen, wenn ſie dann mit ſicherer Gebärde das Waſſer über die Pflanzen ſtrahlen ließ oder ſich jätend niederbeugte. Sie dachte ſelbſt nicht, daß ſie wohlgerichtet und wieder in Ordnung gebracht war, wie ein arg zerzauſter, verkümmerter Buſch, der gerade noch ein paar halbverdorrte Blätter hat, ſo daß es recht fraglich iſt, ob er noch aufkommen wird. Und ſiehe da, eines Tages ſteht er in Roſen.

Es wurde Sommer, da glühte es im Gartengeviert vor Hitze, der Sandboden ſchien die Sonne und das Licht doppelt gierig aufzuſaugen. Es war kein Ende des Gießens und Waſſerverlangens, und keines des Schwitzens und Plagens. Die Danitza ſchaffte unter hellen Perlen auf dem Halſe

und der Stirne. Aber am Sonntage gab es Ruhe. Sommersonntage in der Farm. Nur die Hühner wandern, scharren und lärmen. Die Arbeit ist getan. Das Essen wird rasch gekocht und verzehrt. Jetzt hat sie ihre Rast verdient, und vor der Farm im Wald lockt ein guter Schatten. In den kleinen Häusern schlummert alles. Hier ins Gehölz kommt kein Mensch. Da legt sie sich hin und schaut zu den Bäumen hinauf in ein rauschendes Grün, durch dessen Lücken der Himmel blau, heiß und herrlich scheint. Sie liegt und schläft mit offenen Augen, denn es gibt nichts zu denken und zu sorgen.

Einmal steht der Farmer vor ihr, stattlich, in seinem blühweißen Hemde, sorgfältig rasiert, er hat einen feinen braunen Schnurrbart und kurzgeschorenes braunes Haar, seine Haut ist freilich gegerbt von allem Wetter, aber gesund, man weiß nicht, wie jung oder wie alt er ist. Sie dreht den Kopf zur Seite, zum erstenmal spürt sie den blauen, überlegenen Blick seiner Augen. Aber sie denkt nichts weiter, es ist zu still und zu heiß. Er wirft sich neben sie aufs Gras und zieht einen Halm durch die Zähne. Sie rückt ab, will aufstehen, ist aber viel zu müde. Wenn man täglich miteinander arbeitet bis spät in den Abend und bis zum Umsinken vor Schläfrigkeit, denkt man

nichts Arges, oder nichts iſt arg, was man auch denken mag. Was gibt's zu ſchämen, oder zu fürchten? Wie man ſteht und geht, ſich bückt und Waſſer holt, ſchöpft, gießt, das Hühnervolk füttert, die Ziegenmilch ſeiht, ſo liegt man wohl auch und ruht.

Da liegt alſo der Herr neben der Dame Magd. Nach einer Weile beugt er ſich über ſie, ſo daß ſie ſein Geſicht über ſich ſpürt. Jetzt fährt ſie mit einem Ruck auf. Er faßt ſie an beiden Armen und bringt ſie wieder zur Ruhe.

Sie ſtammelt: „Was fällt Ihnen ein, ich bin ja verheiratet."

Er lacht leiſe: „Aber das macht ja nichts."

Und ſo geſchieht es, daß ſie aus dem Dachverſchlage hinunterzieht und in dem zweiten Bette neben dem ſeinen ſchläft. Wie ſie die Kleider und die Wäſche ſeiner Frau getragen, ſo trägt ſie jetzt den Mann ſelber. Und nichts ändert ſich in dem ruhigen Lauf dieſer Dinge, ſie bleibt ein Glied im Gefüge dieſes wunderlichen Menſchenſpielwerks, es geht ihr wohl, ſie wird ſtark, wie nie zuvor.

Die kleine Welt dieſer arbeitſamen Gemeinſchaft ringsum hat ſo viel zu ſchaffen, daß niemand unnütz fragt und forſcht, zumal derlei ſtille, zweifelhafte Ehen gerade hier eine beſcheidene Zuflucht finden. Sie tut einer Hausfrau Arbeit und Hilfe

und hat einer Hausfrau Sorge, Anteil, Wäſche und Gewand. So wird es wohl eine Art Ehe ſein, die ſie führt und keinen geht es an.

In der Nähe der großen Stadt, aus der ſie verſchollen iſt, fühlt ſie ſich gleichwohl ſicher, als könnte ſie keiner hier ausfindig machen und ſuchen. Wo ſind ihre Leute, die Mutter, oder gar der einſtige Gemahl? Denen bleibt ſie wohl in der Donau verſunken und geſtorben. Wenn man ein anderer Menſch geworden iſt, mag die frühere, abgeſtreifte Hülle getroſt beſtattet und vergeſſen bleiben. Das gehört ſich.

So ſicher fühlte ſie ſich, daß ſie, wie ſie war, in ihrer Bluſe und ihrem groben Rock manchmal in die Stadt ging und dies und das beſorgte. Niemand konnte ſie erkennen.

Als der Herbſt und Winter in der Kolonie ſtill vergangen waren und wiederum der Frühling kam, fiel ihr die Stadt und ihr einſtiges Leben einmal bei, und ſie miſchte ſich in das Gedränge der Menſchen, welche beim Eingang des Praters der Auffahrt der Wagen zu einem ſogenannten Blumenkorſo neugierig zuzuſchauen pflegen. In ihrem einſamen Leben, das wie ein Traum und wie die Erfindung eines launigen Schickſals in dieſer kleinen Farm verlief, mochte der Wunſch

auftauchen, den anderen Traum, den Irrtum, die Eitelkeit der Welt von ferne zu betrachten, der ſie einmal angehört, ſchien ihr doch dieſe Zeit ſo weit zurückzuliegen, als ſei ihr Selbſt längſt in einen anderen Leib, in andere Sinne geſchlüpft. Und da ſah ſie nun die reichen, geſchmackvoll oder leidig ausgezierten Wagen mit den modiſchen Herren und Damen vorüberziehen, dem ewig geſuchten Vergnügen nach.

Aber hei! Es gab ihr einen Stich. Da fährt in einem fliedergeſchmückten Zweiſpänner Herr Egon de Alamor an der Seite ſeiner Mama und Schweſter, zweier hochgeputzter, in Eleganz und Mode wippender Damen, ſtrahlend vorbei. Er trägt einen feinen Anzug und lächelt glücklich. Wo mag er ſich das Geld ausgeliehen haben? Er ſchaut um ſich nach allen Seiten mit ſeiner herzlichen Art zu blicken, die nichts auf der Welt bemerkt, als ſich ſelber, ſo trifft ſein Auge auch ſeine weiland Gemahlin, aber wie ſollte er ſie in dieſer Geſtalt erkennen? Danitza lächelt wehmütig vergnügt und ſieht ihr einſtiges Glück und Ende in dem Fliederfahrzeug vorbeifahren. Sie blickt dem hinſtolzierenden Wagen nach, der in der ſchnurgeraden Allee ſichtbar bleibt, ſo daß ſie Herrn Alamor lange in ſeiner ſchlanken Haltung inmitten ſeiner Mama und

Schweſter ſitzend wahrnimmt, er verkleinert ſich mählich, aber weit weg fährt er noch als ein prahleriſcher Punkt in die unendliche Perſpektive ſeines Lebensſpieles hinein. Da ſie aber die Rückkunft und etwaige bedrohliche Vergrößerung des unwandelbaren einſtigen Gatten nicht abzuwarten wünſcht, taucht Danitza wieder unter den Menſchenſchwarm zurück und wandert dieſelbe Straße, die ſie vor einem Jahre bekümmert gezogen, an Laſtwagen, Kohlenhöfen und Lärm vorüber. Da iſt die Reichsbrücke über einen weiten Strom geſpannt, der Menſchen und Dinge ſcheidet. Da liegen die buſchigen Auen, Sandbänke, Wieſen, der Pappel- und Erlenwald und wieder die fabelhafte kleine Kolonie, Ausgang neuer Schickſale, Abenteuer, Sitten und Ende, wie Anfang eines Traumes und Spieles. Und da iſt die Jagdfarm unter den Bäumen, ihr munterer Vogelkäfig, in deſſen Verſchlägen ſie hauſt. Es tut gut, ſich wieder ſtill zu ducken. Was ſollte ſie in aller Welt mit Egon de Alamor, ihrem angetrauten Gemahl, anfangen, wenn er ſie wiederfände?

Im Hofe fegte ein Pfau mit dem bunten Federfächer den Sand, und der Farmer zeigte ihr vergnügt einen alten Kinderwagen, den er irgendwo erbeutet hatte.

Schriften von Otto Stoessl

Essais: Gottfried Keller, Band 10 der von Georg Brandes herausgegebenen Sammlung „Die Literatur," Berlin, Marquardt & Co.
Conrad Ferdinand Meyer, Band 25 der gleichen Sammlung, ebenda.

Erzählungen: Leile, Novelle, Berlin. Vita 1898
Kinderfrühling, Novellen, Reiseaugenblicke, Berlin, Marquardt & Co. 1904
bei Georg Müller, München:
In den Mauern, Roman, 1907
Sonjas letzter Name, eine Schelmengeschichte, 1908
Negerkönigs Tochter, Erzählung, 1910.

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt.

Princeton University Library
32101 067517654